

DÜNENBRAND

Ein Silberheim-Fragment

Felix Nyenhuis

1. Auflage 2023

Autor: Felix Nyenhuis

Verlegt durch Beyond Worlds GmbH
Kaiserstraße 50, 66849 Landstuhl
www.beyondworlds.de

Copyright © Beyond Worlds GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Cover illustriert von Cristiana Leone

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Beyond Worlds GmbH und der Autoren unzulässig. Dies gilt einschließlich, aber nicht ausschließlich, für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung.

INHALTSVERZEICHNIS

1	Alte und neue Gefahren	4
2	In der Steingabe	17
3	Schatten der Vergangenheit	31
4	Ein schlimmer Verdacht	43
5	Die Hoffnung im Sande	51
6	Unerwarteter Besuch	59
7	Durch die Nordlande	66
8	Der verlassene Pass	84
9	Garnison im Zwielficht	95
10	Ungleich unter Gleichen	102
11	Eine letzte Anstrengung	114
12	Der Preis der Freiheit	144
13	Unter Royalisten	157

ALTE UND NEUE GEFAHREN

Wende 416

Sie fühlten sich wie Tongefäße in einer Brenngrube, die langsam angefeuert wurde. Anfangs, als sie den Schatten des Trers verlassen hatten, war die Temperatur noch erträglich gewesen. Doch mit der Zeit wurde aus der angenehmen Wärme brütende Hitze, und aus dem eigentlich höchst willkommenen Sonnenschein ein schmerzhaftes Brennen auf der Haut. Und wie in einer Brenngrube war auch ihre Welt begrenzt: Zu beiden Seiten erhoben sich große Gebirge, die kaum zehn Meilen entfernt waren, aber unter den gegebenen Umständen unerreichbar schienen. Die staubtrockene Ebene, durch die sie sich schleppten, flimmerte hypnotisch in der Sonne, und ein heißer Wind wehte ihnen feine Sandkörner um die Ohren. Sie waren durstig und von einer langen Hatz erschöpft. Einer Hatz, bei der sie die Gejagten gewesen waren.

»Wir haben uns verlaufen«, sagte Toben laut und wischte sich den von Sand und Staub verklumpten Schweiß aus dem Gesicht. »Wir hätten Dourstedt schon lange ausmachen müssen.«

»Kannst du nicht wissen«, erwiderte Pantal und blickte Richtung Osten zum Gebirge, aus dessen kühler Dunkelheit sie vor wenigen Stunden getreten waren. »Hier auf dem sandigen Untergrund kommen wir nicht so schnell voran wie auf der Silberfurt.«

»Dann lass uns doch wenigstens wieder etwas näher an die Berge gehen. Ich vertrockne hier noch wie das Wüstengras zu unseren Füßen«, rief Toben mit einer nicht zu überhörenden Spur Verzweiflung in der Stimme.

»Willst du noch einen Überfall erleben? So wie unsere Kameraden von der Diebesbande aufgeschlitzt werden?«, rief Pantal zurück.

Toben überkamen schlimme Erinnerungen. Noch immer konnte er nicht glauben, was sie kürzlich erlebt hatten. Einen Überfall auf einen gut bewachten Konvoi unter dem Banner des Königs. Er hatte von solchen Überfällen gehört, doch nie geglaubt, dass diese Untiere es wirklich wagen würden. Sie hatten Dourstedt erst eine knappe Stunde hinter sich gelassen, als plötzlich einige der Fackeln am Wegesrand erloschen und schemenhafte Gestalten im schwachen Zwielficht auftauchten. Seine Kameraden und er versuchten sich zu formieren, doch die Angreifer waren bereits zwischen ihnen, als ob sie da schon immer gewesen wären. Die Lage war aussichtslos, keiner seiner Schwerthiebe fand sein Ziel. Die blanke Furcht machte sich unter den sonst so tapferen Soldaten breit und trieb sie schließlich in die Flucht. Doch nur er und Pantal erreichten nach einem schier endlosen Sprint die Grenze des Schattens im Westen. Sie sprangen in das Sonnenlicht und rannten blindlings weiter, um noch etwas mehr Abstand zu gewinnen. Schließlich hielten sie an, sahen sich um und schnappten erleichtert nach Luft. Nach kurzer Diskussion einigten sie sich dann, in großem Bogen zurück nach Dourstedt im Norden zu gehen. Doch die Angst vor weiteren Angriffen begleitete sie auf Schritt und Tritt.

»Macht dir die Hitze denn nichts aus?«, fragte Toben, nachdem er nur mit Mühe die paar Schritte zu seinem Kameraden aufgeschlossen hatte.

»Bist wohl noch nicht lange im Karrmal stationiert, was?«

In der Tat war Toben erst jüngst nach Karrmal gekommen. Es herrschte Ostwind, doch die Temperaturen erschienen ihm eigentlich erträglich – zumindest dort im Schatten der Mauern. »Ich bin aus Trersmünd«, antwortete er.

Pantal lachte trocken. »Was hast du angestellt, dass man dich nach Karrmal schickte, noch dazu auf Einsätze auf der Silberfurt?«

Toben presste die Lippen zusammen. »Lange Geschichte«, sagte er. »Zu lang, um sie ohne einen Schluck Wasser zu erzählen.« Er deutete auf seine leere Feldflasche.

»Soll mir auch egal sein. Wir sollten jedenfalls noch eine Weile nach Norden gehen. Das Dreckspack vom Zuchtschatten ist mittlerweile überall.«

»Überall?«, war Tobens überraschte Stimme zu hören.

»Zwischen Ringwall und Trer, von Dourstedt bis Karrmal. Und es wird von Wende zu Wende schlimmer.«

»Das war also nicht der erste Angriff?«

Wieder lachte Pantal, diesmal zynisch. »In Trersmünd erzählt man euch wohl, es gäbe keine Probleme im Königreich Morgathal. Wer die Silberfurt mit weniger als zwei Dutzend Soldaten bereist, ist verloren. Und selbst mit genügend Mann gibt es keine echte Sicherheit, wie du erfahren durftest.«

Langsam begriff Toben, warum sich niemand freiwillig in diese Gegend versetzen ließ. Er wollte etwas erwidern, doch brachte nur ein Husten und langes Räuspern zu Stande. Sein Mund war so trocken, dass er kaum noch sprechen konnte. Er schmeckte den Staub, fühlte den Sand zwischen den Zähnen. Angewidert spuckte er auf den Boden. Dann schaute er zu Pantal, der ihn ausdruckslos beobachtete. »Hast du noch ein Schluck Wasser für mich übrig?«, fragte er mit kratzender Stimme.

»Nicht mein Problem, dass du dir dein Wasser nicht einteilst«, antwortete Pantal schroff.

Verärgert und trotzig löste Toben seine Armschienen und warf sie davon. Dann riss er den Ärmel seines Leinenhemdes ab und band sich den Fetzen Stoff um den Mund, um wenigstens nicht den ganzen Sand zu fressen.

»Können wir dann weiter?«

»Ich werde dich nicht aufhalten!«

»Da bin ich mir sicher«, entgegnete Pantal und nahm einen Schluck aus seiner Feldflasche. »Komm, haben es bald geschafft!«

Sie schleppten sich weiter und weiter – und auch wenn jeder Schritt anstrengender war als der Vorige, wollte sich keiner der beiden Schwäche anmerken lassen. Der Untergrund war währenddessen immer weicher und sandiger geworden; von Vegetation war nichts mehr zu sehen. Dafür spielte der Wind Toben zusehends Streiche. Immer wieder wirbelte er irgendwo in seinem Blickfeld kleine Staubwolken auf. Für den jungen Mann waren solche Staubwolken – jedenfalls wo er herkam – ein sicheres Zeichen für Gefahr. Doch hier war Staub nur Staub, und nicht mehr. Erschrecken tat er sich trotzdem jedes Mal.

Abwechselnd blickten sie nach Osten, hoben eine Hand an die Stirn und blinzelten, um gegen die Sonne die Umrisse des Trens zu bestimmen. Sie suchten nach den »Ungleichen Brüdern«, wie man die beiden Berge nannte, an deren Ausläufern der Eingang nach Dourstedt lag. Es waren zwei Berge, die eine fast identische Kontur hatten, aber sich in der Größe deutlich unterschieden; der nördlichere Berg war bestimmt dreimal größer als der im Süden. Sie fanden jedoch kein Zeichen dieser Gebirgsformation.

»Wir sind verdammt nochmal zu weit gelaufen«, hörte man die leise und undeutliche Stimme Tobens unter seinem provisorischen Mundschutz fluchen. »Außerdem haben wir uns noch weiter vom Trer entfernt, wenn mich nicht alles täuscht.«

Auch Pantals Gesicht zeigte nun eine Spur Verunsicherung. Er richtete den Blick abermals nach Osten und wollte die Entfernung schätzen, doch große Teile des Gebirges wurden von einer kleinen Düne verdeckt. Er lief darauf zu und erklimmte den sandigen Kamm in großen Schritten. Wieder schaute er sich genau um. »Wirkt wirklich alles etwas fremd«, dachte er, als sich plötzlich der Boden zu seinen Füßen zu bewegen begann. Ein lautes, unwirkliches Surren durchschnitt die Luft und Pantal bemerkte erstaunt, dass der Sand unter ihm die kleine Düne hinunterrutschte. Er stolperte zurück und fiel unvermittelt auf seinen Hintern, wobei er den Boden ordentlich aufwirbelte und hustend in einer Staubwolke endete. Ein hämisches Lachen war zu hören, als er sich mühsam wieder auf die Beine kämpfte.

»Schmeckt nicht so gut, oder?«, fragte Toben, dessen breites Grinsen auch unter seiner Mundbedeckung noch zu erahnen war.

Demonstrativ griff Pantal nach seiner Flasche, prostete seinem Kameraden zu und nahm einen großen Schluck. »Nichts, was etwas Wasser nicht bereinigt kriegt«, erwiderte er bissig.

»Und? Können wir nun endlich Richtung Trer laufen?«

»Ja, wir sind nördlich genug. Wenn wir schnell sind, können wir bei der nächsten Dunklung ein Grubenbier in den Oberminen Dourstedts trinken.«

Skeptisch suchten Tobens Augen den Mond, der schon dicht neben der Sonne stand. »Das will ich sehen«, dachte er zweifelnd.

Sie passierten die kleine Düne und liefen geradewegs auf das ferne Gebirge zu. Die Zeit verging und Toben bemerkte, wie Pantal nun immer häufiger zu seiner Flasche griff. Neidisch und verärgert rief er: »Aber für einen Kameraden war kein Schluck mehr übrig?«

Pantal blieb die Antwort schuldig und ging stoisch weiter.

Die Hitze wurde immer brutaler und die Sonne, die ihnen nun direkt ins Gesicht schien, suchte und verdampfte jedes Tröpfchen Flüssigkeit, das ihre Körper zu bieten hatten. Tobens Lippen fühlten sich an wie rauer Kalkstein und seine von Sand verdreckten Augen brannten fürchterlich. Das Atmen fiel ihm schwer und es verging kein Moment, in dem er sich nicht bedauerte.

Endlich setzte die Dunklung ein und versprach zumindest etwas Linderung – und natürlich hatten sie bisher kaum die halbe Strecke geschafft. »Lass uns kurz rasten, bevor wir in der Dunkelheit noch auf irgendeine Schlange treten«, keuchte Toben leise. In Wirklichkeit hatte er keine Angst vor den Tieren der Wüste. Die aufziehende Finsternis erinnerte ihn aber an die Schrecken des Überfalls. Es war ein Gefühl von Ohnmacht, von Hilflosigkeit und von Misstrauen. Er hatte schmerzhaft lernen müssen, dass seine Sinne nicht genügend für die Dunkelheit geschärft waren.

»Dafür haben wir Beinschienen. Lass uns lieber etwas Strecke machen, solange es kühl ist«, erwiderte sein Kamerad entnervt.

»Wir wissen aber doch gar nicht, ob wir eher südöstlich oder nordöstlich müssen, solange wir die Ungleichenen Brüder nicht sehen. Wir verlaufen uns nur noch weiter.«

»Meinetwegen! Dann lass uns rasten!«, rief Pantal grimmig.

Sie entledigten sich den restlichen Teilen ihrer Ausrüstung und setzten sich auf den Boden. Pantal griff wieder zu seiner Flasche, doch schien auch diese mittlerweile leer. Erbost warf er sie in hohem Bogen davon und nahm stattdessen sein Schwert, um es mit seinem Ärmel etwas zu putzen.

Toben hätte es ihm gerne gleichgetan, denn wie jeder wusste, war die Pflege von Waffen und Ausrüstung eine der wichtigsten Pflichten der Soldaten der Kriegerelite. Doch er hatte sein Schwert im Kampf verloren, was ihm sicher noch einiges an Ärger einbringen würde. »Um mich zu bestrafen, müssen sie

mich erstmal finden«, dachte er belustigt und blickte starr in die dunkle Tristesse.

Die kurze Abkühlung tat ihnen gut. Die Umgebungstemperatur änderte sich zwar nur wenig, aber die fehlende Sonneneinstrahlung war ein Segen für die Haut. Toben wischte sich mit seinem Mundtuch den Schweiß von Stirn und Nacken. Alles roch nach Salz, Sand und Metall. Sein Durst war fürchterlich, doch die vage Hoffnung, bald am Trer etwas Wasser – oder gar ein Bier – zu ergattern, ließ ihn das alles noch etwas ertragen.

Pantal war mittlerweile mit seinem Schwert fertig und griff nun nach einem versteckten Dolch. Entgegen der Erwartung begann er aber nicht, den Dolch zu putzen, sondern stach damit wiederholt in den Boden.

»Alles in Ordnung, Pantal?«, fragte Toben skeptisch.

Verwirrt blickte der große Soldat auf. Er schien sich nicht sicher, warum er mit dem Dolch den Boden malträtiert hatte. Offenbar über sich selbst verärgert, steckte er den Dolch wieder weg und fuhr sich durch die kurzen, roten Haare. »Hab' scheiß Durst, sag ich dir! Hast du noch Wasser?«

»Für dumme Scherze ist die falsche Zeit, findest du nicht?«, entgegnete Toben sichtlich pikiert.

»Hast du, oder hast du nicht?«

»Ist das dein Ernst?«

»Hast du, oder hast du nicht?«, wiederholte Pantal lauter.

Demonstrativ nahm Toben seine Feldflasche, zog den Korken und drehte sie um. Nicht ein Tropfen fiel hinaus.

Wütend sprang Pantal auf. »Es ist doch alles zum Kotzen! Elende Plackerei! Wird Zeit, dass der verdammte König mal was tut gegen das Gesindel hier! Aber was sind schon ein paar Soldatenleben? Entbehrlich!«

Toben wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er war von den Worten seines Begleiters überrascht, der bisher zwar grimmig, aber doch beherrscht und entschlossen wirkte. Solch

kritische Worte über den König zu verlieren war bestenfalls disziplinos und hätte ihm unter normalen Umständen sofort einige Peitschenhiebe eingebracht. Doch Toben war weder willens noch körperlich dazu in der Lage, seinen kräftigeren und größeren Kameraden irgendwie zu disziplinieren; zumal er selbst alles andere als ein echter Mustersoldat war.

»Lass uns Wasser suchen gehen!«, rief Pantal nun, und lief schnurstracks in die Dunkelheit, ohne seine Ausrüstung wieder anzulegen.

»Bist du verrückt geworden? Wo willst du hier denn Wasser finden?«

Wieder blieb sein Kamerad die Antwort schuldig.

»Verflucht!«, zischte Toben, griff nach dem zurückgelassenen Schwert und folgte in die Dunkelheit. Es war nicht schwer, Pantal zu orten, denn man musste nur den Flüchen folgen, die er nun unermüdlich ausstieß. Trotzdem hatte Toben Mühe, ihn einzuholen. Als er nach einer kleinen Ewigkeit endlich zu ihm aufgeschlossen hatte, rief er laut: »Reiß dich zusammen, Soldat! Du bist ein Mitglied der Kriegerelite, kein Vagabund!«

Die Worte schienen die erhoffte Wirkung zu erzielen. Pantal blieb stehen, drehte sich um und nahm Haltung an. Doch als er Toben bemerkte, verfinsterte sich sein Gesicht wieder. »Kriegereelite«, sagte er abschätzig. »Was weiß so ein verweichlichter Junge aus Trersmünd schon von der Kriegerelite? Nichts! Wirklich gar nichts!«

Toben wollte etwas erwidern, doch da war Pantal schon wieder verschwunden. »Die Sonne muss ihm den Verstand geschmolzen haben«, dachte er und nahm ein weiteres Mal die Verfolgung auf. Er fand Pantal einige Schritte entfernt, erneut mit dem Dolch in den Sand stechend.

»Ich kann es riechen!«, murmelte der sichtlich verwirrte Soldat.

»Was kannst du riechen?«

»Süßes Wasser, gut verborgen.«

»Wir sollten unsere Ausrüstung suchen und die Dunklung abwarten, statt im Dreck zu buddeln«, sagte Toben in der Hoffnung, seinem Kameraden vielleicht doch noch mit Vernunft beikommen zu können. Doch dieser hörte ihm gar nicht zu.

»Es muss hier sein. Scheiße!«, schrie er stattdessen und intensivierte das Buddeln im staubtrockenen Boden.

»Jetzt hör auf mit dem Unsinn!«, rief Toben. Er verlor die Geduld und griff nach Pantal's Arm. Doch dieser reagierte nicht. Toben zog noch kräftiger und sagte keuchend: »Nun steh schon auf!«

Die Geräusche des grabenden Dolchs verstummten. Mit einer überraschend schnellen Bewegung sprang Pantal auf, riss sich los und schlug zu. Ein Fausthieb wie von einem Bären traf Toben an der Schläfe und schickte ihn zu Boden. Das letzte bisschen Licht der fernen Sonnensichel verschwand und eine tiefe, kompromisslose Dunkelheit umfing ihn.

»Im Norden funkeln die Berge!«, flüsterte eine brüchige Stimme.

Toben öffnete kurz die Augen, doch sah nur grelle, undeutliche Schemen. Die Sonne brannte wieder auf seiner Haut und der Schmerz, der unter seiner Stirn pochte, war fürchterlich. Er blinzelte vorsichtig und versuchte, etwas zu erkennen. Ganz langsam kam sein Bewusstsein zurück – und mit ihm die Erinnerung an das, was geschehen war.

»Ein Funkeln wie von Wasser«, sagte die Stimme.

Ängstlich und verwirrt rappelte Toben sich auf. Er wusste, wem die Stimme gehörte und sah sich vorsichtig um. Keine drei Schritte entfernt erkannte er Pantal, der vor einem Loch im Sand kauerte und zu ihm rüber sah. Es war der Gesichtsausdruck eines Raubtiers, nicht eines Menschen, der Toben da bitterböse ansah.

»Ausgeschlafen?«, knurrte Pantal.

Toben beschloss, lieber nichts zu erwidern. Er fasste sich an den Kopf und ertastete die Stelle, wo die Faust seines sogenannten Kameraden ihn getroffen hatte. Ein scharfer Schmerz durchfuhr seinen Schädel und erneut wurde ihm etwas schwarz vor Augen. »Verdammter Narr«, dachte er, als er das Blut an seinen Fingern spürte. Er sah wieder zu Pantal rüber und bemerkte den großen Ring an dessen rechter Hand. Toben wusste, wofür dieser Ring mit dem blauen Stein stand. Es war eine Auszeichnung für zehn Wenden treuer Dienste in den Reihen der Kriegerelite. Umso mehr wunderte ihn das Verhalten dieses Soldaten.

»Steh schon auf, du fauler Hund!«, rief Pantal zornig.

»Was ist nur in dich gefahren?«, fragte Toben zaghaft, doch bereute die Worte sogleich. Mit einem Satz sprang Pantal zu ihm hinüber und zerrte ihn auf die Beine. Alles drehte sich und ihm wurde furchtbar schlecht. Er fiel auf die Knie und übergab sich. Viel entfloh ihm aber nicht. Bittere Galle, ein paar Tropfen Flüssigkeit und etwas Sand. Es schmeckte ekelhaft. Als er fertig war, fiel er erschöpft auf die Seite und legte seine Hände schützend über den Kopf. Die Hitze wurde immer unerträglicher und er machte sich keine Hoffnungen mehr, die Wüste in seinem Zustand noch lebendig zu verlassen.

Pantal schien die Verfassung seines Kameraden nicht zu stören. Er wendete den Blick ab und erkundete wieder die Gegend. Dabei räusperte er sich ständig und schluckte trocken.

Toben wusste nicht, wieviel Zeit vergangen war, als er plötzlich einen Tritt in der Seite spürte.

»Wir kriegen Besuch! Weiße Schimmer!«

»Lass mich einfach in Ruhe, bitte!«

»In Kampfstellung!«, schrie Pantal und trat erneut zu.

Mühsam setzte Toben sich wieder auf. Er war viel gewöhnt, hatte in seinem kurzen Leben schon viel erdulden müssen, doch

so schwer war es ihm noch nie gefallen, eine letzte Kraftanstrengung aufzubringen. »Wo sind weiße Schimmer?«, fragte er schließlich und blickte sich skeptisch um.

Pantal hatte sein Schwert wieder an sich genommen und stand breitbeinig ein paar Schritte entfernt. Seine Augen waren nach Norden gerichtet. »Sie sind ganz nah«, sagte er.

Im Flirren der Hitze erkannte Toben nicht weit entfernt hinter dem Kamm einer Düne eine Bewegung. Eine kreisförmige Bewegung, begleitet von einem zischenden Geräusch. Ehe ihm klar wurde, was er da sah, flog ein kleines, graues Etwas auf sie zu. Erschrocken ließ er sich wieder auf den Rücken fallen und verlor wegen der hastigen Bewegung fast nochmal das Bewusstsein. Der dumpfe Klang eines Aufpralls ertönte und nur einen kurzen Augenblick später sah er Pantal neben sich schlaff zusammenklappen.

»Schaut, was noch zu gebrauchen ist, sucht nach Leder und Leinen. Lasst alles andere hier«, ertönte eine fremde Stimme in etwas Entfernung.

Schritte waren zu hören. »Schon wieder diese Banditen«, dachte Toben entsetzt, und beschloss, sich tot zu stellen. Viel Schauspielkunst würde ihm das ohnehin nicht mehr abverlangen.

»Der hier hat wie erwartet Dünenbrand«, sprach eine zweite Stimme, die dem Klang nach einem jungen Mann gehören musste. »Seine Kleidung können wir also vergessen. Soll ich ihn erlösen?«

»Spar dir die Kraft«, sagte die erste Stimme, nun etwas näher. »Der Sand wird ihn holen.«

Ein kleiner Schatten trat plötzlich über Toben und eine Frauenstimme erklang: »Dieser lebt noch, ist aber verletzt und dem Ende nah. Aber immerhin kein Dünenbrand zu erkennen.«

Zwei weitere Schatten stellten sich vor die Sonne.

»Nicht unser Werk. Hab' nur einen Stein geschleudert«, sagte der junge Mann. »War bestimmt der andere. Sollten aber sicher gehen, dass er tot ist, bevor wir ihn ausziehen.«

Die erste Stimme, offenbar des Anführers, erklang erneut: »Der sieht nicht aus, als sei er schon lange im Norden. Blondes Haar, doch nicht verblichen. Helle Haut, verbrannt, aber nicht sonnengealtert. Ungewöhnlich jung zudem. Kein Sandknochen wie der andere.«

»Vielleicht gehen Morgathal die Schlächter aus«, sagte die Frau.

»Ja, vielleicht«, erwiderte der Anführer. »Wenn er aus der Südkamm stammt, könnte er uns nützliche Informationen liefern. Das Schwarzmaar darf nicht blind bleiben, wo die Zeichen doch eindeutig auf Wandel stehen.«

Ein Seufzen war zu hören. »Soll ich das Gespann ausrollen?«, fragte der junge Mann schlicht.

»Dafür haben wir es, mein Sohn«, erwiderte der Anführer.

Ein paar raue Hände durchsuchten plötzlich Tobens Kleidung, doch fanden nichts von Wert oder Gefahr. Dann wurde er ganz mühelos auf ein dickes Tuch gezogen und mit etwas an den Armen festgebunden. Er vernahm die Worte der Fremden nur noch undeutlich, denn der Schmerz in seinem Kopf drohte ihn zu übermannen.

»Ohne eine Wabenwurzel wird er den Weg kaum schaffen«, sagte die Frau.

»Dann gib ihm ein paar Schluck.«

Ein Knacken ertönte und ein Stückchen Holz wurde Toben an die Lippen gelegt, was ihn kurz zurück in die Gegenwart holte. Er hoffte, die Flüssigkeit würde ihm nicht in die Luftröhre laufen, doch die Frau wusste, was sie tat. Sie überstreckte seinen Hals etwas, neigte seinen Kopf zur Seite und ließ die Flüssigkeit dann langsam in den Mund laufen. Es schmeckte süß, aber auch ein bisschen modrig.

»Fertig?«, fragte der Anführer. »Dann los.«

Sie mussten nordwärts laufen, denn Toben spürte die Sonne nur auf seiner linken Gesichtshälfte. Er fragte sich, wie lange der Sohn des Anführers seine Last würde schultern können, doch der junge Mann ließ nicht eine Klage hören. Stoisch und schweigsam zog er ihn von einer Düne zur anderen. Toben hätte gern die Augen geöffnet, um sich ein Bild von seinen Rettern zu machen, doch er wagte es nicht. »Waren sie denn wirklich Retter? Oder Entführer?«, fragte er sich noch, ehe er im monotonen Auf und Ab der Dünen vor Erschöpfung schließlich wirklich einschlief.

IN DER STEINGABE

Als er wieder aufwachte, war von der erbarmungslosen Sonne nichts mehr zu spüren. Ganz im Gegenteil: Es war kühl und düster. Langsam öffnete er die Augen und sah sich angestrengt um. Im schummrigen Licht zeichneten sich die Umrisse einer Höhle ab, die von Menschenhand gestaltet und eingerichtet schien. An den Wänden hingen Werkzeuge, einige fremdartige Utensilien sowie zwei merkwürdige plattenartige Dinger, hinter denen etwas Licht hervorschien. Auch erkannte er auf einem Tisch ein Leinenhemd, das ihm sehr vertraut vorkam. Erschrocken schaute er an sich hinunter und bemerkte, dass er nur seine Leibwäsche trug und seine Füße in Ketten lagen. Er zog kräftig an den Ketten, doch sie gaben nicht nach. Stattdessen meldete sich wegen des Rucks, der dabei durch seinen Körper ging, die Verletzung an seinem Kopf wieder. Vorsichtig fasste er an die Stelle und fühlte eine fremde, harzige Substanz, die ihm offenbar auf die Wunde geschmiert worden war.

Plötzlich bewegte sich in einer dunklen Ecke der Höhle etwas. Eine kleine, menschliche Gestalt löste sich aus den Schatten und huschte an ihm vorbei. Ohne ein Wort zu sagen, verließ sie die Höhle durch einen Tunnel zu seiner Rechten. »Warte!«, rief Toben ihr noch hinterher, doch da war sie schon verschwunden. Draußen erklangen kurz darauf ein paar unverständliche Worte, die immer lauter wurden.

»Ihr seid wach!«, sagte ein großer Mann, als er von einer jungen Frau begleitet durch den Tunnel in die Höhle trat.

Angestrengt versuchte Toben sich zu erinnern, was passiert war. Verschwommene Bilder des Angriffs fanden den Weg in seinen Geist. »Sie griffen uns an, doch retteten mich«, dachte er verwirrt. Ein warnendes Gefühl sagte ihm, dass er vorsichtig sein müsse.

»Als wir euch fanden, wart ihr schon fast tot«, sagte der Mann. »Doch ihr habt Glück gehabt, denn Elissa hat euch wieder aufgepäppelt.«

Toben wusste nicht, was er davon halten sollte. Banditen, die ihn erst überfallen, ihm die Kleidung rauben und dann die Retter spielen. »Mein Kamerad hatte offenbar weniger Glück«, antwortete er, und versuchte in der Dunkelheit die Mimik des Mannes zu errahnen. »Oder wo ist er?«

»Der war nicht mehr zu retten«, erwiderte Elissa. »Dünenbrand!«

»So ist es leider«, stimmte der Mann zu. »Aber wo bleiben meine Manieren? Mein Name ist Hatem, ich bin das Oberhaupt dieser kleinen Familie. Wie dürfen wir euch nennen?«

Wieder zögerte Toben. Er wusste, dass die beiden Fremden nicht die ganze Wahrheit sagten. Was immer in Pantal gefahren seien mag, der Stein, der seinen Kopf traf, hatte sein Übriges getan. »Was mache ich hier? Warum habt ihr mich gerettet?«, fragte er stattdessen.

»Damit wir uns unterhalten können«, antwortete Hatem. »Wir bekommen hier nicht viel mit von der übrigen Welt, da ist uns jeder Gast aus der Ferne recht.«

»Gast?«, fragte Toben und klirrte mit seinen Ketten.

»Nur um Missverständnisse oder Unfälle zu vermeiden. Sobald wir sicher sind, dass ihr uns nichts tut, können die ab.«

»Warum sollte ich euch was antun wollen?«

»Weil Morgathaler Soldaten keine Gelegenheit dazu auslassen«, rief Elissa in vorwurfsvollem Tonfall.

»Lass gut sein«, sagte Hatem leise.

Vorsichtig setzte Toben sich etwas auf. »Wundert euch das denn nicht, bei all den Überfällen, die ihr begeht?«

Die junge Frau stieß nur einen pfeifenden Ton aus, der ihre Entrüstung unterstrich. Demonstrativ verschränkte sie die Arme.

»Du musst uns verwechseln, wir gehören nicht zu den Banden des Zuchtschattens. Du bist hier beim Schwarzmaar«, entgegnete Hatem.

»Macht das einen Unterschied? Wo sind denn meine Klamotten, wo ist meine Ausrüstung?«

»Man muss nehmen, was man kriegt. Leinen, Felle, Leder, all das gibt es hier nicht. Wir rauben nicht, wir sammeln was verloren war.«

Nur mit Mühe ließ sich Toben die Empörung über diese Lüge nicht anmerken. »So, so, keine Diebe, sondern Sammler«, dachte er abschätzig.

»Ich werde euch andere Kleidung beschaffen, passendere Kleidung«, sagte Elissa.

Währenddessen schritt Hatem zu den beiden Platten an der Wand. Er drehte eine davon, und wie sich rausstellte, verdeckte die Platte ein Loch in der Wand und war in der Mitte auf einer Achse fixiert. Etwas Sonnenlicht fiel in die Höhle. Doch dann passierte etwas Erstaunliches: Das eindringende Licht brach sich an der Oberfläche der Platte und wurde in einem Winkel in die Höhle geleitet. Hatem wiederholte das bei der anderen Platte, stellte jedoch einen anderen Winkel ein. Nun war die ganze Höhle hell ausgeleuchtet.

Elissa blieb die Verblüffung in Tobens Gesicht nicht verborgen. Lächelnd sagte sie: »Gankrokplatten. Noch nie gesehen, was?«

Doch Toben ignorierte sie und schaute sich neugierig in der Höhle um. Jetzt, bei Licht, erschien ihm die Höhle geradezu wohnlich. Die Wände waren kunstvoll mit Gesichtern, unbekannt Tieren und fremden Zeichen bemalt. Zudem waren einige Strukturen aus dem Felsen herausgearbeitet worden. Zwei schön gemeißelte Bögen erstreckten sich über ihm an der Decke und auch an den Fenstern waren Verzierungen im Stein zu erkennen, die von viel handwerklichem Geschick und Liebe zum Detail zeugten. Er fragte sich, wer diese Arbeiten wohl vollrichtet hatte, denn sie wirkten alt und beinahe meisterhaft, und nicht wie das Werk von Laien.

Als er sich die Höhle zur Genüge angeschaut hatte, fiel sein Blick auf die beiden Menschen. Der Mann war groß, kräftig und von der Sonne gezeichnet. Seine Haare waren schwarz und sein Gesicht vernarbt. Die Frau sah hingegen gänzlich anders aus. Ihr Gesicht wirkte nicht, als sei sie ein Kind der Wüste. Ihre Haare waren rotblond und ihre Statur schwächlich und auch nicht sehr weiblich. Beide trugen jedoch sehr ähnliche Kleidung. Es wirkte, als seien sie in Schuppen gehüllt. Sehr helle Schuppen, die mit etwas Stoff verwoben und mit ein paar Knochenstücken verstärkt waren. Im Licht der Sonne schimmerte ihre Kleidung weiß.

»Hausen so Banditen?«, fragte Hatem und deutete mit einer ausladenden Handbewegung in den Raum.

Toben erkannte, dass der Tisch, auf dem sein Hemd lag, offenbar zum Säubern und Wickeln von Kleinkindern gedacht war. Es stand etwas Kalkpulver sowie irgendein Öl darauf. Langsam kamen ihm tatsächlich Zweifel. »Toben ist mein Name«, sagte er. »Doch ich kann euch nicht geben, was ihr verlangt. Ich weiß nichts über die Einsätze hier im Norden.«

Hatem lachte. »Die verschwiegene Kriegerelite. Keine Angst, wir wollen keine Geheimnisse aus euch pressen, noch euch für die Taten eurer Anführer und Kameraden verurteilen.«

»Welche Taten sollen das sein?«

Elissas Gesichtsausdruck verfinsterte sich und sie wollte offenbar gerade etwas erwidern, als Hatem die Hand hob. »Er ist noch nicht lange im Norden, hab' ich Recht?«, fragte er an Toben gewandt.

»Keine zehn Tage«, antwortete dieser ehrlich.

»Dachte ich mir doch. Wenn ich raten darf: Ihr kommt vom Fluss. Wie nennt ihr ihn gleich? Siegesader?«

»Korrekt, der Siegesader. Ich stamme aus Trersmünd, wo die Siegesader in den Morgasee fließt.«

»Ahja, davon habe ich gehört. Muss ein schöner Ort sein! Warum habt ihr euch in den trockenen, lebensfeindlichen Norden begeben, statt das Leben an den Gewässern der Südkamm zu genießen?«

»Vielleicht habe ich es einfach ein bisschen zu sehr genossen. Irgendwann braucht man einfach etwas Abstand, um die Vorzüge des Südens noch schätzen zu können«, antwortete Toben.

»Das mit dem Abstand ist euch gelungen«, sagte Hatem mit einem Lachen, das seine Skepsis über das eben Gehörte gut überspielte. »Aber nun erholt euch erstmal gut. Elissa wird euch Kleidung und etwas zu trinken bringen. Leider kann ich euch nicht losmachen, noch nicht. Aber ich kann es euch etwas bequemer machen.« Er ging zu einem Schrank, öffnete ihn und holte ein dickes Fell heraus. Mit großer Umsicht, als handele es sich um ein Heiligtum, legte er es neben Toben und sagte: »Ein gutes Kennenlernen. Wir reden später weiter. Ach, und bitte versucht euch nicht zu befreien. Die Ketten stammen aus euren Schmieden und sind unzerstörbar, wie ich selbst erfahren durfte. Aber keine Angst, wir werden euch stets gut behandeln, sofern ihr keinen Ärger macht.«

Toben wusste immer noch nicht, was er von all dem halten sollte. Doch was blieb ihm schon anderes übrig, als sich auf die

neue Situation einzulassen. Er war schließlich in kurzer Zeit schon zweimal dem sicheren Tod entkommen. Da war jeder weitere Moment in der Welt eine unverhoffte Zugabe, ganz gleich was noch folgen möge.

»Was hast du dir wieder dabei gedacht, diesen Abschaum in unser Heim zu schleppen?«, fragte Nima ihren Mann erbost.

»Er ist doch noch fast ein Junge, wahrscheinlich sogar ohne Blut an den Händen. Eine verlorene Seele wie jede andere«, antwortete Hatem und deutete mit einem Schwenk seines Armes in die Wüste zu ihren Füßen. Sie saßen etwas abseits ihrer Behausung im Schatten eines Felsens, der Teil des schroffen Sandsteingebirges war, in dem sie lebten.

»Trotzdem bleibt er ein Soldat Morgathals. Du kannst ihm nicht vertrauen! Außerdem wird der Bund von dir fordern, ihn vom großen Felsen zu werfen, und du kannst froh sein, wenn man dich nicht gleich hinterherwirft. Sollte der Junge entkommen, wird er uns verraten.«

»Selbst wenn er uns entkommt, wird er ohne Hilfe niemals den Heimweg überleben. Wenn er nicht gefasst wird, tötet ihn die Sonne, ein Gankrok, der Dünenbrand oder jemand vom Zuchtschatten.«

»Aber was willst du denn überhaupt mit ihm anfangen? Es ist nur ein Maul mehr zu stopfen!«

»Es fehlt uns doch an nichts, Nima, meine Liebe. Ich habe die Hoffnung, sein Vertrauen zu gewinnen und dann mehr von ihm über die Lage im Süden zu erfahren. Ich will wissen, ob meine Vermutungen stimmen, ob auch dort sonderbare Dinge passieren. Ich fühle, dass uns etwas bevorsteht. Der Wind schreibt es in den Sand!«

Nima rollte mit den Augen.

»Bei Elissa warst du am Anfang auch skeptisch. Nun ist sie unseres Sohnes Frau und Mutter deines Enkels«, sagte Hatem.

»Elissa ist aber auch kein verdammter Soldat aus Morgathal, sondern das genaue Gegenteil«, erwiderte Nima entnervt.

»Ich erinnere mich noch gut, wie du damals sagtest, einer aus der Abtei entflohenen Dienerin könne man nicht trauen.«

»Damals war sie auch mehr Tier als Mensch!«, antwortete Nima. »Kein Wunder bei dem, was Mädchen in der Dunkelheit Dourstedts angetan wird.«

»Und ebenso wenig hat sich Toben sein Schicksal ausgesucht«, entgegnete Hatem.

»Toben?«

»So heißt der Soldat in unserer Steingabe.«

»Schön, dass ihr schon so bekannt seid«, sagte Nima entgeistert.

Hatem stand auf und schaute seiner Frau nachsichtig in die schönen, braunen Augen. Ihre langen grauen Haare bewegten sich im warmen Wind und wehten ihr immer wieder ins Gesicht. Er konnte ihr einfach nicht übelnehmen, dass sie sich Sorgen machte. In all den Wenden hatte sie oft allein die Stellung halten müssen, hatte allein Gefahren abzuwehren. »Hab' bitte etwas Vertrauen«, sagte er sanft.

»Das sagst du immer, wenn du törichte Ideen hast!«

»Und habe ich nicht immer Recht behalten?«

»Wer hat dich denn bitte gesundgepflegt, als du damals als junger Mann mit zertrümmertem Arm und der schlimmen Kopfwunde nachhause kamst?«, fragte Nima schnippisch.

»Mit einem zertrümmerten Arm und zwei Gankrokplatten«, ergänzte Hatem. »Das war es fast wer...«

»Nein, war es nicht! Du warst danach kaum noch derselbe«, fiel Nima ihm ins Wort. »Aber was soll's. Nun ist Toben eben hier, da werden wir ihn wohl erstmal versorgen müssen – oder vom Felsen werfen, wenn er Faxen macht!« Sie stand ebenfalls

auf und wandte sich zum Gehen. »Ich schaue mal, ob Elissa Unterstützung mit dem Kleinen braucht. Unser Sohn wollte dich übrigens noch sprechen.«

»Sei so lieb und schick ihn mir her«, antwortete Hatem.

Nima trat nickend aus dem Schatten des Felsens und verschwand hinter einer Ecke im Sonnenlicht. Hatem ließ den Blick über die sandige Ebene vor ihm schweifen. Dort unten, keine zweihundert Schritte entfernt, begann eine tote Landschaft, die sich bis zum Horizont erstreckte. Nur die weit entfernten Gebirge im Westen und Osten gaben den Augen etwas Orientierung. Er fragte sich, ob dieser trostlose Flecken vor langer Zeit mal Leben beherbergt hatte. Grüne Bäume und Sträucher, Vögel und kleine Nagetiere. So wie er es einmal in der Südkamm gesehen hatte. Die versteinerten Reste längst vergangener Vegetation, die hier und dort zwischen den kleinen Geröllfeldern und den etwa mannshohen Dünen zu finden waren, legten diesen Schluss jedenfalls nahe. »Ein grünes Tal an den Hängen des Trers«, dachte Hatem verträumt. »Was wäre das für eine Welt?«

Die Menschen am Schwarzmaar hatten eigentlich kein schlechtes Leben. Noch gab es genügend Wasser, und dank den Spiegelschildern, mit denen selbst in die dunkelsten Höhlen Licht gelenkt werden konnte, war auch der Anbau von Gemüse und anderen essbaren Pflanzen möglich. Trotzdem: Sein Geist kannte fast nur die Leere der trockenen Außenwelt und die feuchte, schummrige Dunkelheit tiefer Stollen und Höhlen. Etwas Abwechslung für die Augen, ein Wald oder eine Steppe, wäre etwas wunderbares.

»Lauschst du wieder dem Sand?«, fragte eine Stimme plötzlich.

Hatem wandte den Kopf und bemerkte seinen Sohn. »Ah, Niam, da bist du ja. Was gibt es denn?«

»Ich wollte dich eigentlich nur fragen, ob ich wie geplant in die Stadt gehen kann, um meinen Gesang fertig zu schmieden. Ich

habe bei unserem letzten Ausflug genug Zunder und Gestrüpp gesammelt, um wieder ein Feuer entfachen zu können.«

»Fertigschmieden? So weit bist du schon? Ich bin beeindruckt. Aber ja, warum solltest du nicht gehen dürfen?«

»Wegen dem Fremden. Mutter ist besorgt.«

»Das ist sie immer. Ich werde ein Auge auf den Soldaten haben, solange du weg bist. Außerdem ist Elissa ja auch noch da.«

Niam lachte. »Stimmt«, sagte er. »Eigentlich musst du den Soldaten vor ihr schützen.« Er drehte sich um und machte sich auf den Weg. »Bin nach der nächsten Dunklung wieder da.«

Hatem schaute seinem Sohn hinterher und fühlte sich an den jungen Mann erinnert, der er selbst mal war. Mutig, kräftig, voller Tatendrang, und keine Zeit für lange Reden. Doch die vielen Wenden hatten ihre Spuren an ihm hinterlassen. Im Gegensatz zu Niam wurde sein Haar lichter und grauer, sein Kreuz gebrechlicher und sein Gang langsamer. Dafür wuchs sein Interesse an der Welt, und der Welt hinter der Welt.

Als Hatem wenig später zurückkam, saßen Nima und Elissa mit dem Säugling vor ihrem Haus und bereiteten etwas zu essen vor. Wie er erkannte, gab es getrocknete Echse und etwas Dunkelmoos aus der Stadt.

»Du kannst unserem Gast gern gleich einen Teller bringen«, rief Nima, als sie ihren Mann erkannte. Das Wort »Gast« klang dabei ungewöhnlich spitz.

»Sehr gern«, antwortete Hatem und nahm einen fertigen Teller. Er schritt zur Eingangstür, die aus hellem, altem Holz gefertigt war. Von den Türen und einigen Möbeln abgesehen, war das Haus aber aus demselben ockerfarbenen Tuffstein gefertigt, aus dem auch alles andere hier bestand. Daher war

das Haus aus der Entfernung für uneingeweihte Augen nicht von dem Felsen zu unterscheiden, an dem es stand.

Hatem ging durch den Vorraum, dann durch den Wohnraum und dann geradewegs auf einen Durchgang an der rückwärtigen Felswand zu. Als er in die Steingabe trat, fand er einen verwirrten Soldaten vor. Er musste lachen und stellte den Teller auf dem Wickeltisch ab.

»Mit Ketten an den Füßen lassen sich Hosen schlecht anziehen«, sagte Toben. Er saß noch immer in seiner Leibwäsche auf dem Boden, hatte ein Schuppenhemd übergestülpt – allerdings verkehrtherum – und wirkte ziemlich entnervt. »Eure Tochter wollte mir die Ketten nicht abnehmen, als sie mir die Kleider brachte.«

»Sie ist nicht meine Tochter, sondern die Frau meines Sohnes. Aber lasst mich euch helfen.«

Toben erinnerte sich an die Stimme des jungen Mannes, der ihn so mühelos durch die Wüste gezogen hatte. »Ah, verstehe«, antwortete er. »Mit eurem Sohn hatte ich noch nicht das Vergnügen. Ist er wie ...?«

»Wie Elissa?«, beendete Hatem den Satz. »Nein, er hat keinen Grund, Fremde zu fürchten, oder schlecht zu behandeln.«

»Na dann freue ich mich, ihn mal kennenzulernen«, erwiderte Toben.

»Das werdet ihr noch, zurzeit ist er aber nicht da. Er ist im Schwarzmaar seinen Gesang schmieden«, antwortete Hatem mit einer unüberhörbaren Portion Stolz in der Stimme.

Toben war verwirrt. »Ziemlich kräftiger Kerl für einen Barden«, dachte er. Doch er hatte gehört, was er hören wollte. Es gab hier also nur den alten Mann und die zwei Frauen.

Plötzlich klimperte es zu Tobens Füßen. »Der Schlüssel für die Ketten«, sagte Hatem. »Kannst dir die Hose nun anziehen. Das Hemd ist übrigens auch falschrüm. Das sind Rücken- und

keine Bauchtaschen. Du hast die Taschen nur voller Sand, wenn du dich so in eine Düne legst.«

»Verstehe«, antwortete der Soldat knapp und griff nach dem Schlüssel. Er war erstaunt, wie wenig Vorsicht der alte Mann walten ließ. Doch das Erstaunen endete abrupt, als plötzlich ein langer Speer auf ihn gerichtet wurde.

»Nur zur Vorsicht, das verstehst du sicher«, sagte Hatem freundlich.

»Natürlich«, sagte Toben, entfernte die Ketten und zog sich die Hose an. Sie fühlte sich rau und unbequem an, doch es war besser, als weiter auf fast nacktem Arsch zu sitzen. Als er das Hemd drehte sagte er: »Euer Sohn ist also Sänger? Hätte nicht gedacht, dass man hier solche Künste pflegt.«

Nun war es an Hatem, verwirrt zu sein. »Sänger?«, fragte er.

»Ihr sagtet, er schmiedet seinen Gesang.«

Ein schallendes Lachen erklang. »Nein, nein. Das hier ist der Gesang«, erwiderte er und deutete kurz auf seinen Speer. »Zumindest mein Gesang. Mein Sohn hat seinen eigenen zu schmieden. Wie jeder junge Mann, der es zu etwas bringen will.«

»Das ergibt schon mehr Sinn«, sagte Toben, nun selbst etwas amüsiert. »Aber warum nennt ihr eure Speere *Gesang*?«

Hatem zögerte, doch fand keinen Grund, den Fremden nicht einzuweihen. Also deutete er auf die Spitze seines Speeres. Dort waren kleine Löcher zu erkennen, außerdem war die Spitze in sich gedreht. »Tatsächlich kommt der Name dieser Speere von dem Wort *Gesang*, wie du es kennst. Geschleudert singen diese Speere wie die großen Dünen im Westen. Daher hört man sie nicht fliegen, wenn sie in der Wüste geschleudert werden. Nur so lassen sich die flinken Tiere des Sandes erlegen.« Er nickte beim letzten Satz in Richtung der Spiegelplatten an der Wand.

»Singende Dünen? Solche wie dort, wo ihr mich gefunden habt?« Toben erinnerte sich an das Geräusch, das der Sand

machte, kurz bevor Pantal sich auf dem Hosenboden wiederfand.

»Die kleinen Verwehungen im Süden kann man Dünen nennen. Nein, die Dünen im Westen sind majestätisch. Berge und Täler von Licht und Schatten, die sich im Schein der Sonne wie große Wellen behäbig durch die Zeit bewegen. Wanderdünen nennen wir sie. Wenn der Wind den Marsch der Sandriesen beschleunigt, dann singen sie in seinem Takt. Singen Totenlieder.«

»Totenlieder?«, wiederholte Toben ungläubig. Er wusste nicht, was er von all dem halten sollte.

»Unsere Ahnen glauben, dass man die Stimmen der Toten hört, die in den Dünen umgekommen sind. Vieler Tote, sehr vieler. Die Wanderdünen verschlingen jeden, der nicht richtig vorbereitet ist. Die meisten verlieren die Orientierung, verdursten, oder schlimmer noch: Erkranken an Dünenbrand wie euer Kamerad.«

Ehe Toben weitere Fragen stellen konnte, trat Elissa in die Höhle. Sie betrachtete ihn und sagte spöttisch: »Könnt euch ja doch richtig anziehen.« Dann stellte sie einen Becher Wasser auf den Tisch und griff nach Tobens Leinenhemd, dem Kalkpulver und dem Fläschchen mit Öl. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, verschwand sie wieder.

»Legt euch die Ketten bitte wieder an, dann gebe ich euch zu essen und zu trinken«, sagte Hatem und deutete mit der Spitze seines Speeres auf Tobens Füße. Dieser gehorchte.

Als die Ketten wieder sicher verschlossen und der Schlüssel eingesammelt war, stellte der alte Mann Teller und Becher in Tobens Reichweite. Dieser hatte offenbar mächtigen Hunger und griff gierig danach. Er biss in das Echsenfleisch und stockte. Vorsichtig nahm er das Stück wieder aus dem Mund.

Hatem beobachtete ihn gespannt. »Schmeckt's nicht?«, fragte er belustigt.

»Das ist ja roh!«, antwortete der Soldat. »Und sauzäh dazu.«

»Nicht roh, aber in der Sonne luftgetrocknet.«

»Kocht oder bratet ihr euer Fleisch nicht?«

»Nur sehr selten, bei besonderen Anlässen«, sagte Hatem und stellte den Speer zurück in die dunkle Ecke, aus der er ihn geholt hatte. »Holz ist hier sehr kostbar. Man kann es verbauen oder verbrennen, aber nicht beides.«

»Für das Holz, das ihr zum Schmieden eurer aufwendigen Speere nutzt, könntet ihr täglich warm essen«, erwiderte Toben mit Unverständnis.

»Stimmt, daher verfeuern wir in den Schmieden auch nur Holz und Pflanzenreste, die wir weit draußen in der Wüste finden. Es ist Aufgabe eines jungen Mannes, genügend brennbares Material zu sammeln, um seinen eigenen Gesang zu schmieden. Teilweise dauert das viele Wenden, manche schaffen es nie. Für etwas gegartes Fleisch würde sich jedenfalls niemand diese Mühe machen, geschweige denn, sich den Gefahren der Wüste aussetzen.«

»Interessanter Brauch«, sagte Toben und schaute skeptisch auf das Dunkelmoos auf seinem Teller. »Was ist das?«

»Moos aus dem Schwarzmaar. Es enthält viel Wasser und macht die Echse etwas genießbarer, wenn man beides zusammen isst.«

Toben probierte es, nahm etwas von beidem in den Mund. Es war widerlich, doch der Hunger trieb es rein. »Ihr sprecht ständig vom Schwarzmaar. Was ist das denn?«

»Das große Schattenloch. Dunkler Lebensspender. Schwer zu erklären, besser zu zeigen. Habt etwas Geduld. Sollte irgendwann das nötige Vertrauen gewachsen sein, werde ich euch hinführen.«

Die Worte hallten in Tobens Gedanken wider und wider. »Großes Schattenloch? Dunkler Lebensspender? Diese Leute reden merkwürdiges Zeug«, dachte er und beließ es erstmal dabei. »Schön zu hören, dass ihr nicht plant, mich hier ewig einzusperren«, entgegnete er stattdessen.

»Hoffentlich nicht«, sprach Hatem und wandte sich zum Gehen, um den Frauen Gesellschaft zu leisten. »Ihr solltet alles aufessen, ihr habt es nötig. Bis nachher!«

Toben nickte und brachte schmatzend noch ein »Danke« heraus. Nachdem er das Zeug hinuntergeschlungen hatte, stellte er den Teller zur Seite und betrachtete seine neue Kleidung. »Nun bin ich auch ein weißer Schimmer«, dachte er.

SCHATTEN DER VERGANGENHEIT

»Lass mich in Ruhe!«, krächzte er, als er zum wiederholten Mal einen Stoß am Kopf spürte. Doch er wurde nicht in Ruhe gelassen. Wieder ein Stoß, diesmal kräftiger. Dann noch einer. Das machte ihn sehr wütend.

Fremde Stimmen sagten etwas, doch der Wind verschluckte ihre Worte.

Wieder ein Stoß. Schäumend vor Wut versuchte Pantal seine Augen zu öffnen, aber es gelang ihm nicht. Sie waren verklebt. Er führte eine Hand zu seinen Augenlidern und rieb das Gemisch aus Blut und Sand heraus. Dann blinzelte er erneut. Er erkannte zwei große Gestalten, die ihre Körper und Gesichter gänzlich unter beigem Leinen verbargen.

Erneut schwebten geflüsterte, unverständliche Worte durch die Luft.

Pantal tastete nach seinem Dolch, doch fand ihn nicht. »Ich bring euch mit den bloßen Händen um, wenn ihr mich nicht endlich in Ruhe lasst!«, keuchte er mühsam.

Eine der beiden Gestalten beugte sich zu ihm herunter und fragte: »Warst du bei dem Konvoi, der überfallen wurde, Soldat?«

»Nun will das Dreckspack es wohl zu Ende bringen«, dachte Pantal und beschloss, aus Prinzip keine Antwort zu geben.

Die andere Gestalt sprach nun: »Der Ring und die Spuren genügen für diese Annahme. Er wird aus Karmal sein und da

er hier keine zwei Tage überleben würde, bleibt nur der Konvoi als Erklärung.«

»Er hat offenbar die Wüstenkrankheit«, sagte der Hinuntergebeugte nach kurzer Prüfung und nahm schnell wieder etwas Abstand. »Hat sicher schon den Verstand verloren.«

Die Wut in Pantal begann zu gären. »Ich den Verstand verloren?«, spuckte er aus. »Beug dich nochmal runter, du Missgeburt!«

Wieder war nur Flüstern zu hören.

Mit letzter Kraft setzte Pantal sich auf. Er beäugte die Fremden genauer. Sie trugen gut versteckt lange Schwerter unter ihren Leinengewändern. Schwerter, wie er eins getragen hatte. Er blickte sich danach um und sah es halb vom Sand verschüttet etwa drei Schritte entfernt.

»Statt zu fluchen, könntest du deinem König einen letzten Dienst erweisen«, sagte eine der Stimmen.

»Meinem König? Der soll Dreck fressen, der Scheißkerl!«

»Wir suchen einen jungen Mann, blondes Haar, helle Haut, nicht sehr kräftig und noch nicht lange in dieser Gegend. Wahrscheinlich gekleidet wie du. War er bei dir? Hast du ihn gesehen?«

Pantal lachte. »Der bescheuerte Toben! Meint ihr den?«

Die beiden Fremden blickten sich wissend an. Einer nickte, der andere ging zu Pantals Schwert und zog es aus dem Sand. Dabei offenbarte er silberne Beinschienen und eine blaue Hose unter dem Gewand.

»Ja, verdammt, der war hier! Glaube ich jedenfalls!«

»Danke«, sagte der mit dem Schwert. »Lasst mich dir einen letzten Dienst erweisen, als Belohnung für die Hilfe.« Er holte aus, schwang das Schwert und enthauptete den alten Soldaten.

»Der Tod durchs eigene Schwert, die letzte Gunst der Fünften«, sagte der andere. »Komm, die Spuren führen nach Norden.«

Eine schiere Ewigkeit war Niam an den Ufern des Schwarzmaars einem steinigen Weg Richtung Norden gefolgt. Nur eine kleine Öllampe leistete ihm Gesellschaft und bewahrte ihn mehrfach davor, in der Dunkelheit versehentlich die steile Böschung hinunter ins Wasser zu stürzen.

Nach ein paar letzten vorsichtigen Schritten erreichte er endlich den Strand der Gesänge. Vor ihm erstreckte sich eine kleine Ebene aus dunklem Kies und dahinter eine glatte, schwarze Oberfläche, von der ein süßer, modriger Geruch ausging. Zu seiner Rechten glommen ein paar Feuer. Der Klang verschiedener Schmiedehämmer war zu hören. Zielsicher bewegte er sich darauf zu.

»Da seid ihr ja schon wieder, junger Niam«, erklang die raue Stimme eines alten, aber kräftigen Mannes.

»Meister Ebt«, erwiderte Niam respektvoll. »Richtig, ich habe genug Brennmaterial für die letzten Arbeiten zusammen.« Er nahm ein Bündel Holz und Gestrüpp vom Rücken und reichte es dem alten Mann.

»Das freut mich. Wenn ich mich richtig erinnere, muss nur noch die Spitze in Form gebracht werden. Das sollten wir damit schaffen.«

»So ist es. Ich hole eben meinen Gesang«, sagte Niam und lief an den Schmiedeöfen vorbei bis zu einem großen, grauen Felsen, der am hinteren Ende des Strandes dicht am Ufer stand. Im schwachen Licht zweier kleiner Feuerschalen schimmerten viele Dutzend Speere an der Felswand – die meisten von ihnen erkennbar unvollendet. Er griff nach seinem Speer und traf Meister Ebt an einem der freien Öfen.

»Dann wollen wir mal anfeuern«, sagte der alte Mann routiniert. Er zerlegte das Bündel in seine Einzelteile und warf die kleineren Stöckchen auf einen schwachen Glutherd. »Was ist

das?«, fragte er plötzlich, als er ein langes Stück Stoff zwischen dem Holz hervorzog.

»Eine Hose«, antwortete Niam. »Sie ist zu ramponiert, um sie noch zu tragen. Aber der Stoff brennt sicher gut.«

»Wie ihr meint«, erwiderte der Meister und warf die Hose in die kleinen Flämmchen. Im Schein des Feuers konnte man deutlich die blaue Farbe der Hose erkennen, was den alten Mann erneut innehalten ließ. »Woher habt ihr die Hose, wenn ich fragen darf?«

Niam zögerte. »Ich fand sie bei einer Leiche in der Wüste, südlich von hier.«

»Wie weit südlich?«, fragte Ebt skeptisch.

»Weit genug. Fast bei Dourstedt. Ein verdursteter Soldat, wir fanden ihn, als wir Brennmaterial für meine Spitze sammeln waren.«

»Das ist gefährlich weit südlich. Ich hoffe, ihr wurdet nicht gesehen!«

»Wir waren sehr vorsichtig. In unmittelbarer Nähe findet man aber nichts Brennbares mehr. Das wird langsam wirklich zu einem Problem«, sagte Niam rasch, um den Meister auf andere Gedanken zu bringen.

Dieser blickte zur Felswand mit all den unfertigen Gesängen und nickte. »Ja, in der Tat, wird es.«

Als der Ofen voll entfacht war, griff Meister Ebt nach dem Speer, steckte die Spitze in die Glut und forderte Niam auf, mit dem Blasebalg die Flammen anzuheizen. Das ließ er sich nicht zweimal sagen.

Gemeinsam vollendeten sie den Gesang mit nur knapp dreißig Hammerschlägen. Stolz überreichte Meister Ebt den noch glühenden Speer an Niam. »Du weißt, was zu tun ist, mein Junge.«

Niam nickte und zog sein Hemd aus. Dann führte er die noch heiße Speerspitze an seinen Oberarm und drückte sie fest an.

Er musste seinen ganzen Willen aufbringen, nicht zu schreien. Nach einem kurzen Augenblick nahm er die Spitze wieder weg und lief samt Speer zur schwarzen, glatten Wasseroberfläche des Maars. Er tauchte das glühende Metall in das Wasser und ein Zischen ertönte. Als das Zischen verklang, erklang ein lautes Jubeln.

Meister Ebt schaute glücklich zu. Er erinnerte sich, wie schon Niams Vater bei ihm seinen Gesang schmiedete und sich das Lied einbrannte. Das Lied, also die Anordnung der kleinen Löcher in der Speerspitze, war bei jedem Speer etwas anders und erzeugte so ein ganz eigenes Muster auf der Haut, was Speer und Speerträger lebenslang unverwechselbar verband.

»Vielen Dank, Meister. Ich bin euch auf ewig dankbar!«

»Ihr könnt stolz auf euch sein. Nun geht wieder nach Eblin und zeigt der Stadt euer Lied. Und wenn ihr wieder zuhause seid, grüßt mir bitte euren Vater, den alten Träumer.«

»Das werde ich!«, sagte Niam euphorisch und entzündete wieder sein kleines Öllämpchen. Von den Strapazen des Hinwegs war auf dem Rückweg nichts mehr zu spüren. Er erreichte in Windeseile die nördlichen Ausläufer Eblins und konnte sich vor den höflichen und ehrlichen Aufwartungen seiner Mitbürger kaum retten. Wer immer ihn mit seiner frischen Brandwunde am Oberarm sah, verbeugte sich, sagte ein paar nette Worte oder lud ihn gar zum Essen ein. Doch Niam wollte nur nachhause und seinem Vater voller Stolz den vollendeten Gesang zeigen.

Er verließ Eblin im Westen und folgte einem unscheinbaren Weg, der ihn aus dem langen Schatten der Stadt zurück in die Sonne führen würde. Gut gelaunt hüpfte er von Stein zu Stein, passierte Felsformationen und legte die erste Hälfte der sechs Meilen bis zu seinem Elternhaus in großen Schritten zurück. Er erreichte den Sonnenschein und lief gerade an einem etwa zehn Schritte hohen, spitzen Felsen vorbei, als plötzlich ein Pfeifen wie von einem Maargeifer erklang. Instinktiv ging

Niam in die Hocke und spitzte die Ohren. Wieder ertönte ein Pfeifen, diesmal in zwei kurzen Tönen. Niam wusste, was das zu bedeuten hatte, denn als echtes Kind des Schwarzmaars kannte er diese Vögel gut; sie stießen immer nur einzelne lange Töne aus. Vorsichtig blickte er nach oben und sah ein Paar helle Augen. Dort, auf dem Felsen über ihm, lag ein Leibstein, ein Wächter der Öde.

»Tritt in den Schatten und warte dort«, sagte der Leibstein leise.

Niam wurde nervös, aber folgte der Anweisung und kroch zur Schattenseite des Felsens. Es gab nur zwei Gründe, die einen Leibstein dazu bewegten, seine Tarnung aufzugeben und jemanden anzusprechen. Entweder bestand Gefahr, oder man war bei einer unerlaubten Aktivität beobachtet worden, etwa beim Einschmuggeln fremder Personen. »Habe ich den Soldaten doch zu schlecht mit dem Gestrüpp verdeckt?«, fragte sich Niam. Die Nervosität wuchs zu Unbehagen. Eigentlich war er sehr gut darin, die Leibsteine in hinreichendem Abstand zu umgehen. Als Kind hatte er sich oft einen Spaß daraus gemacht, diese Wächter aufzuspüren und sie das mit einem kleinen Kieselwurf wissen zu lassen.

Ein Luftzug streifte Niams Nacken und schon hockte der Leibstein neben ihm. Er betrachtete den Wächter ehrfürchtig. Die Kleidung des Mannes war vom Staub des Felsens gefärbt, was ihn kaum von diesem unterscheidbar machte. Die rechte Hand umklammerte einen wertvollen Langbogen und einige Pfeile, die Linke einen alten Gesang. Niam sagte keinen Ton, denn es war verboten, das Wort an einen Leibstein zu richten. Man musste warten, bis er ein Gespräch begann.

Der Leibstein musterte Niam mit einem raschen Blick, wobei man die schwarze Farbe sah, die um die Augen des Mannes aufgetragen war. »Glückwunsch zu deinem Gesang«, flüsterte

er knapp. Dann hob er seinen eigenen Gesang und deutete mit der Spitze nach Süden in die Ferne.

Niam war verwirrt und erleichtert zugleich. Ganz offenbar war der Leibstein nicht seinetwegen von seinem Posten gekommen. Im Umkehrschluss bedeutete das aber, dass sie sich in Gefahr befanden. Angestrengt versuchte er, draußen in der Ebene etwas zu erkennen. Doch er sah nichts.

»Weiter vorne, 950 Schritte entfernt, bei dem kleinen kreisförmigen Geröllfeld«, flüsterte der Wächter. »Hoffen wir mal, dass sie dich hüpfenden Brandfleck ebenso wenig bemerkt haben wie du sie.«

Nun erkannte Niam, was er sehen sollte. Zwei Gestalten von beigefarbener Farbe, in der Wüste kaum zu erkennen, liefen langsam auf sie zu. »Sicher keine von unseren Leuten«, flüsterte er. »Wasserschmuggler?«

»Falsche Route«, antwortete der Leibstein.

»Vielleicht verlaufen?«

»Möglich, aber unwahrscheinlich. Sind für Menschen aus Nyvil auch von viel zu kräftiger Statur.«

»Und viel zu groß für Goblins«, ergänzte Niam.

»Wirklich?«, spottete der Wächter.

»Dann können sie nur aus dem Süden sein.«

»Die Menschen der Südkamm halten sich aber eigentlich fern vom Schwarzmaar, und das aus guten Gründen.«

»Wir könnten sie einfach fragen«, sagte Niam.

»Wir machen gar nichts«, antwortete der Leibstein herrisch. »Wenn die beiden keine Duldungskerbentoren haben, willst du dir nicht die Last zweier ausgelöschter Leben auf die Schultern laden. Nicht mal dabei zusehen.«

Gern hätte Niam von der jüngsten Begegnung mit den beiden Soldaten und seinem erfolgreichen Angriff berichtet. Andererseits musste er sich eingestehen, dass die Verkürzung des Leidensweges eines Todgeweihten – zumal aus dem Hinterhalt

– doch noch etwas anderes war, als jemanden einfach hinzurichten, weil er zufällig am falschen Ort war. »Soll ich stattdessen in Eblin Alarm schlagen?«, fragte er.

»Bei nur zwei Fremden nicht nötig, außerdem würden sie dich noch entdecken. Bleib hier, bis ich die beiden erreicht habe und geh dann heim«, befahl der Wächter und stand auf. »Verstanden?«

Zögerlich antwortete Niam: »Ja, verstanden.« Gern hätte er geholfen, schließlich war er kein Schwächling und nun sogar im Besitz seiner eigenen Waffe. Aber einem Wächter der Öde widersprach man besser nicht.

Der Leibstein verließ den Schatten und kletterte in sanften und langsamen Bewegungen den Abhang zum Rand der Wüste herunter. Selbst Sand floss auffälliger ein Gefälle herab als dieser Mann. Als er unten angekommen war, verbarg er sich hinter einem Stein und wartete, bis die beiden Gestalten auf zwanzig Schritte an ihn herangekommen waren.

Trotz der ausgezeichneten Ausbildung der Leibsteine wirkte dieser Alleingang auf Niam doch sehr gewagt. Es war nun deutlich erkennbar, wie kräftig diese beiden Fremden waren. Er machte sich innerlich bereit, zur Hilfe zu eilen, doch als sich der Wächter schließlich zu erkennen gab, standen links und rechts vom ihm noch zwei Leibsteine auf und spannten ihre Bögen. Niam war erleichtert, so sah die Situation schon deutlich besser aus. Er wusste, dass nun der Zeitpunkt war, seinen Weg fortzusetzen. So hatte der Wächter es ihm befohlen. Doch das alles war einfach zu spannend. Er fühlte sein Herz schneller schlagen und strengte seine Augen an, um das Geschehen nicht zu verpassen.

Der Leibstein, der eben noch neben ihm gesessen hatte, hob die Hand und bedeutete den beiden Fremden, anzuhalten. Diese waren offensichtlich vom Erscheinen der drei Wächter überrascht, denn sie blieben wie angewurzelt stehen und blickten

sich erstmal gründlich um. Dann hob einer der beiden Männer beschwichtigend die Arme und schien das Wort an die Wächter zu richten. Wegen der Entfernung und dem stetigen Ostwind hatte Niam aber keine Chance, etwas zu verstehen.

Für eine ganze Zeit lang standen sie nur dort und unterhielten sich. Dann drehte sich einer der Fremden plötzlich zum anderen und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, irgendetwas zu tun. Dieser griff daraufhin mehrfach unter sein Gewand als würde er etwas suchen, und lief dabei langsam auf den vorderen Leibstein zu. Plötzlich funkelte etwas unter dem seinem Gewand. Dann ging alles sehr schnell.

Zwei Pfeile schossen an dem vorderen Leibstein vorbei und trafen den sich nähernden Mann direkt in die Brust. Der Mann brach widererwarten aber nicht zusammen, sondern zog ein Schwert unter dem Gewand hervor. Der andere tat es ihm gleich und gemeinsam stürmten sie blitzschnell auf die drei Leibsteine zu, die ihrerseits nun sichtlich überrascht wirkten. Ehe die beiden Bogenschützen ihr Waffe wechseln konnten, hatte einer der Fremden den ersten schon niedergestreckt. Es entstanden zwei erbitterte Zweikämpfe, Speere gegen Schwerter.

Niam konnte nicht glauben, was er sah. Er hatte mit Gewalt gerechnet, ihr insgeheim sogar etwas entgegengefiebert. Dass sich die beiden Fremden aber so erfolgreich erwehren würden, hätte er niemals erwartet. All sein Wagemut schien ihn verlassen zu haben, denn statt eines Impulses, der ihn mutig in den Kampf trieb, galt es nun, eine unbekannte Schockstarre zu überwinden. »Verdammt, verdammt, verdammt!«, schrie er einige lange Augenblicke später, packte seinen Gesang und stürmte endlich los. Während er wie eine Gerölllawine den Abhang herunterschoss, ging er in Gedanken die vielen Übungen durch, die er mit dem Gesang seines Vaters gemacht hatte. Doch jetzt, wo es drauf ankam, fühlte er sich alles andere als bereit.

Als Niam auf etwa vierzig Schritte herangeeilt war, endete das Leben des anderen, ihm unbekanntem Leibsteins. Der fremde Kämpfer zog sein blutverschmiertes Schwert aus dem Leichnam und drehte sich zu Niam. Nun erkannte er, warum die Pfeile keine Wirkung gezeigt hatten. Unter den Gewändern der Männer, durch den Kampf zerrissen und verrutscht, schimmerten dicke, silberne Rüstungen. Geistesgegenwärtig hob er seinen Gesang, zielte sorgfältig und schleuderte ihn mit aller Kraft auf den Mann, der bereits im Sprint zu ihm war. Der Speer erwies Meister Ebt alle Ehre. Er traf den Angreifer mit der Kraft und Schnelligkeit eines Gankroks direkt in den Hals. Der Mann war sofort tot.

Der andere Zweikampf tobte noch mit voller Wucht. Der Leibstein wich dem Schwert geschickt aus, oder parierte es mit der Spitze seines Gesangs. Doch auch die Gegenangriffe wurden von dem Fremden pariert oder zeigten keine Wirkung an dessen Rüstung. Die beiden bewegten sich so geschwind umeinander, dass Niam nicht wusste, wie er helfen konnte, ohne Gefahr zu laufen, eventuell seinen Verbündeten zu treffen, oder ihn zumindest zu stören. Dennoch nahm er seinen Speer wieder an sich und näherte sich dem Duell vorsichtig. Als er noch fünf Schritte entfernt war, warf sich der Fremde förmlich in den Speer seines Gegners. Der Speer drang aber nicht in den Brustpanzer ein, sondern wurde unter die Achsel des Mannes abgelenkt. Er drückte den Oberarm an den Körper, drehte sich mit einem Ruck und entwaffnete so den Leibstein. Die nächste Bewegung war ein fürchterlicher Schwertstoß, der den Bauch des Wächters durchbohrte.

Niam war schockiert, doch diesmal überwand er seine Starre schnell. Er nutzte die Gelegenheit, sprang vor und schwang seinen Speer vertikal durch die Luft. Der fremde Kämpfer hob erschöpft seinen linken Arm und wehrte den brachialen Schlag ab, was er aber teuer zu bezahlen hatte. Blut schoss aus einer

Kerbe in seiner Armschiene. »Den Arm nutzt er nicht mehr«, dachte Niam und holte zum nächsten Schlag aus. Diesmal traf er die Schulter des Mannes, was ihn zwar nicht verletzte, aber aus dem Gleichgewicht brachte. Niam holte seinen Gesang zur Körpermitte zurück und stach zu. Wieder in den Hals, wieder mit dem gewünschten Erfolg. Der Kampf war vorbei.

»Was hatte ich dir befohlen?«, keuchte der überlebende Leibstein und erbrach einen Mund voll Blut. Es stand nicht gut um ihn.

Niam riss ein Stück Leinen vom Gewand des getöteten Mannes, kniete sich neben den Wächter und presste es auf die sprudelnde Bauchwunde. »Das kriegen wir wieder hin«, sagte er völlig verstört.

»Mach dich nicht lächerlich«, widersprach der Leibstein und blickte Niam direkt in die Augen. »Es ist ein gerechter Tribut. Ein wenig roter Sand für die Sicherheit Tausender.«

»Aber ich muss doch helfen können!«, rief Niam verzweifelt.

»Das kannst du. Hör mir zu!«, sagte der Wächter schwach. Wieder drehte er den Kopf und spuckte etwas Blut aus. »Diese beiden Männer versuchten uns zu täuschen. Sie gaben sich als Händler aus Nyvil aus, die einen Partner suchten, der ihnen angeblich nahe der Silberfurt verloren ging.« Er hustete und spuckte erneut Blut. »Selten so ein Unsinn gehört. Als ob diese Halsabschneider sich umeinander scheren würden.«

»Wusstest du sofort, dass es Soldaten waren?«

»Du sollst zuhören, sagte ich. Außerdem waren es keine Soldaten, sondern Ritter aus Morgathal.«

Mit dem Begriff »Ritter« konnte Niam nichts anfangen, doch er verzichtete wie gefordert auf eine weitere Nachfrage.

»Sie sagten jedenfalls, dass die Spuren zuletzt in unsere Richtung zeigten. Ihr Partner sei noch recht jung und nicht sehr kräftig, hätte blondes Haar. Du musst dem Bund davon

berichten, sie müssen prüfen, was es damit auf sich hat. Hörst du?«

Niam vernahm die Worte und trotz der brütenden Hitze lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Sein Blick wurde glasig und Panik machte sich breit.

»Verstanden?«, flüsterte der Leibstein schwach und stieß seinen letzten Atemzug aus.

In Niam tobten die Gefühle wie eine gigantische Windhose in der trockenen Ebene. Alles drehte sich und er wusste nicht, welchem Drang er nachgeben sollte. Er wollte die Wächter hier nicht einfach liegen lassen, auch wollte er dem letzten Wunsch des toten Mannes entsprechen und den Bund in Eblin über das Geschehene unterrichten. Aber da waren auch Elissa und sein Sohn, da waren seine Eltern und dieser schreckliche Verdacht. Er musste erst nachhause, seinen Vater warnen und den Soldaten in die Mangel nehmen. »Die Toten sind geduldig, haben Zeit«, dachte er, drehte sich zum Gebirge und sah sich plötzlich zwei weiteren Leibsteinen gegenüber, die schlitternd zum Stehen kamen. Sie kamen aus Osten und hatten anscheinend einen fürchterlich anstrengenden Sprint hinter sich. Beide keuchten schwer und waren völlig verschwitzt.

»Du bleibst schön hier!«, rief der Vordere, als er bemerkte, dass Niam drauf und dran war, den Ort des Geschehens zu verlassen.

EIN SCHLIMMER VERDACHT

»Ist das dein erstes Kind?«, fragte Toben freundlich.

»Aber natürlich!«, antwortete Elissa, die mit dem Kleinen auf dem Arm kurz in die Steingabe gekommen war, um einige Dinge zu holen. »Ich bin doch nicht von allen guten Geistern verlassen.« Dann entsann sie sich, dass der Soldat ihre Gesetze und Kultur nicht kannte. »Ein Kind des Schoßes, eines der Welt«, fügte sie hinzu.

Toben hatte keine Ahnung, wovon sie sprach, aber er wollte eigentlich auch nur nett sein. »Ein hübscher Junge«, antwortete er stattdessen.

»Hat ja auch eine hübsche Mutter«, sagte Hatem, als er die Höhle betrat.

Elissa war froh über die Unterbrechung, denn der Fremde war ihr unheimlich. Sie griff nach zwei kleinen Flaschen und ging wieder nach draußen, wobei sie Hatem ein dankbares Lächeln zuwarf.

»Nun«, sagte Hatem an Toben gerichtet. »Habt ihr Zeit, mir etwas mehr von euch zu erzählen?«

»Eigentlich wollte ich noch etwas Spazierengehen«, witzelte dieser und deutete auf seine Ketten.

»Würdet ihr mir zuliebe heute ausnahmsweise darauf verzichten?«, entgegnete Hatem schmunzelnd.

»Aber nur heute.«

»Sehr entgegenkommend! Fühlt ihr euch bisher gut behandelt?«

»Da ich noch nie eingekerkert war, habe ich wenig Vergleiche, aber ich kann nicht klagen«, antwortete Toben wahrheitsgetreu.

»Das bedeutet, ihr habt bisher nichts ausgefressen. Erfreulich zu hören.«

»Korrekt.«

»In dem Fall müsst ihr ein Sadist sein«, sagte Hatem unerwartet, und erzielte damit die gewünschte Wirkung. Überraschung zeichnete sich auf dem Gesicht des Soldaten ab, wenn auch nur ganz kurz.

»Ich bin sicher kein Sadist«, erwiderte Toben reserviert.

»Dann verstehe ich nicht, was euch nach Karrmal trieb, denn dort gibt es nur zwei Arten von Soldaten der Kriegerelite: Strafversetzte und krankhafte Schlächter, die im Süden ihre Gewaltfantasien nicht genügend ausleben können. Was für ein Soldat seid ihr?«

»Mittlerweile werden auch normale Soldaten nach Karrmal versetzt. Die Überfälle an der Silberfurt haben zu viele Leben gekostet«, bluffte Toben. »Ich wurde leider ausgewählt.«

»Ihr?« Hatems Augen glitten über die Arme und den Brustkorb des Gefangenen. »Mit Verlaub, aber ihr seht eher aus wie ein Töpfer oder Gerber, nicht aber wie ein Soldat. Erst recht keiner der Soldaten, die man schicken würde, um die Silberfurt wieder zu befrieden. Wie habt ihr Brechschleifen überhaupt überlebt?«

Toben wurde stutzig. »Der weiß erstaunlich gut über die Kriegerelite bescheid«, dachte er nervös. Er wollte etwas antworten, aber hatte Sorge, sich nur in noch mehr Widersprüche zu verstricken. Also holte er zur Gegenfrage aus: »Woher wollt ihr das alles wissen? Wart ihr da? Euresgleichen, auch mit Verlaub gesprochen, wird in der Südkamm schließlich nicht geduldet.«

»Ja, das stimmt wohl«, sagte Hatem, und sein Gesicht hellte sich auf – wie immer, wenn er eine gute Geschichte erzählen konnte. Doch dann zögerte er. »Das war in einem anderen Leben, in einer anderen Zeit«, sagte er schließlich. »Mich würde aber brennend interessieren, wie es am Loch Trer heute aussieht. Ist Fischen noch untersagt? Ist die Oberfläche noch immer frei aller Störungen? Gab es irgendwelche merkwürdigen Vorfälle?«

Toben musste kurz überlegen, was der Mann meinte, doch dann fiel ihm ein, dass der Morgasee früher Loch Trer genannt wurde. »Soweit ich weiß, ist alles wie immer«, sagte er verwirrt.

»Gut, sehr gut. Dann scheint es zumindest noch ein paar der alten Riten im Reich Morgathal zu geben. Hätte mich nicht gewundert, wenn euer König sie alle abschafft.«

Toben rümpfte die Nase.

»Ihr missbilligt euren König doch nicht etwa?«

»Nichts liegt mir ferner.«

»Loyalität ist ein hohes Gut«, sagte Hatem bedeutsam. »Selbst zu einem König, der kein richtiger König ist.«

»Mir ist schon klar, dass ihr Nyvilianer, oder zu was auch immer ihr euch zählt, den König ablehnt. Aber ich fürchte, Ambher wird nicht wiederauferstehen, egal wie sehr ihr dafür betet.«

Hatem lachte. »Nein, nein. Das meinte ich nicht. Ich meinte, dass Davard der Krone unwürdig ist. Er ist nicht von königlicher Abstammung, selbst wenn er gern so tut. Er ist nur ein Truchsess, noch dazu ein ziemlich grausamer.«

Nun war Toben das zweite Mal überrascht. Dieses Wissen war im Grunde zwar ein offenes Geheimnis, zumindest in den Reihen gut situierter Bürger und hoher Militärs, aber wer es aussprach, riskierte trotzdem seinen Kopf.

»Scheint euch keine Neuigkeit«, sagte Hatem grinsend.

Langsam begriff Toben, dass er den alten netten Mann unterschätzt hatte. Er bekam es mit der Angst zu tun, denn er war

sich nicht mehr sicher, auf wessen Seite Hatem eigentlich stand, oder in wessen Auftrag er handelte. Eins war jedenfalls klar: Für einen einfachen Mann aus Nyvil wusste er viel zu viel.

Hatem erkannte währenddessen, dass er einen Fehler gemacht hatte. Zwar hatte er sicherstellen können, dass der junge Mann kein richtiger Soldat war, aber das war nichts, was er nicht schon wusste. Der Preis dafür war aber das wachsende Misstrauen in Tobens Gesicht. Ein zu hoher Preis! Um die Sache zu retten, bluffte diesmal er: »Glaubt ihr, das Schwarzmaar hat keine Spione? Sei blind und unwissend? Die Arroganz der Südmenschen überrascht mich stets aufs Neue.«

Toben zögerte. »Ich kann euch jedenfalls versichern, dass ihr mich nicht zu fürchten braucht. Ich hege keinen Groll gegen Euresgleichen und bin auch kein Befürworter von Grausamkeiten«, sagte er schließlich.

»Ihr müsst uns auch nicht fürchten«, versicherte Hatem. »Doch versteht bitte, dass ...«

In diesem Moment stürmte ein blutverschmierter, tobender Hüne in die Höhle, packte Toben am Hals und schüttelte ihn heftig. »Wer bist du?«, rief Niam zornentbrannt. »Raus mit der Sprache!«

Toben war diese Frage so leid. Genauso leid wie all die Gewalt, die ständige Angst und das Misstrauen. Er fragte sich nicht mal mehr, ob der Auftritt dieses Mannes, der offenbar der angeblich verreiste Sohn war, Teil von Hatems Plan war, oder ob er einfach nur den Verstand verloren hatte. Das Schütteln brachte den Schmerz seiner Kopfverletzung zurück, stechend wie eine heiße Nadel. Und der Druck auf seinem Hals nahm ihm langsam die Sinne. »Was soll's«, dachte er noch und ergab sich seinem Schicksal.

»Was ist in dich gefahren?«, rief Hatem voller Unverständnis. Er kannte seinen Sohn nicht so unbeherrscht, noch konnte er sich das viele Blut an ihm erklären. »Was ist passiert?«

»Drei gute Männer sind tot. Drei Leibsteine. Seinetwegen!«

»Lass ihn los! Er kann uns nichts tun!« Hatem fasste Niam an den Armen und zog ihn mit aller Kraft von dem Gefangenen weg. Keuchend schnappte dieser nach Luft und rollte sich erschöpft auf die Seite.

»Tot! Seinetwegen«, wiederholte Niam und fiel auf die Knie. »Und unseretwegen«, flüsterte er verzweifelt.

»Was redest du da?«, fragte sein Vater bestürzt.

»Zwei Fremde, Soldaten, nein, Ritter, kamen aus dem Süden. Sie waren in lange Gewänder gekleidet und trugen verborgene Schwerter und Rüstungen. Solchen Stahl habe ich noch nie gesehen.«

Hatem ereilten nun echte Sorgen. Er wusste, was Ritter waren, und er wusste, welcher Ausbildung und Willenskraft es bedurfte, die Wüste in voller Rüstung unbeschadet zu durchqueren und dann immer noch kampffähig zu sein. »Du hast gegen sie gekämpft?«

»Ich und drei Leibsteine. Ich konnte die beiden Angreifer mit Stichen in den Hals schließlich erledigen, aber für die anderen war es zu spät. Mit seinem letzten Atemzug sagte mir der vom spitzen Felsen auf dem Weg zur Stadt noch, dass die beiden Fremden nach einem jungen, kleinen, blonden Mann gefragt hätten, den sie hier im Norden suchten.«

»Du hältst Toben für diesen Mann?«

»Wer denn sonst?«, schrie Niam. »Und wir haben ihn in unser Haus geholt. Wir sind schuld, dass diese Ritter hier nach ihm suchen. Er muss weg!«

»Angenommen, er ist der Gesuchte, aus welchem Grund sollten Ritter aus Morgathal all die Risiken und Entbehrungen des Nordens auf sich nehmen, um diesen Knaben hier zu fangen? Die haben doch Besseres zu tun.«

»Nein, haben sie nicht, leider«, sagte Toben heiser. »Und euer Sohn hat Recht, ihr solltet mich loswerden, denn wenn sie die

Fährte erstmal aufgenommen haben, werden weitere kommen. Werft meinen Leichnam am besten vor die Tore Dourstedts. Aber macht es bitte kurz und schmerzlos.«

»Siehst du!«, sagte Niam. »Übrigens wurde ich vom Bund vorgeladen, um alles nochmal zu schildern. Noch wissen sie nicht, dass er hier ist.«

Hatem runzelte die Stirn. Er hatte viel erwartet, aber nicht das. Ritter suchten nicht nach einfachen Deserteuren, Gesetzlosen oder Disziplinvergessenen. »Wer seid ihr wirklich? Was geschieht im Süden? Was wollt ihr hier?«, fragte er den jungen Mann erneut. »Ich gebe euch mein Wort, dass ich alles tue, um euer Leben zu verschonen, wenn ich kann.«

Toben lachte bitter. »Selbst wenn ihr das könnt, nimmt es ein anderer.«

»Na dann habt ihr doch nichts zu verlieren!«, rief Niam.

»Schon möglich. Trotzdem könnt ihr nicht von mir erwarten, dass ich mein Volk verrate. Der Truchsess mag ein närrischer Tyrann sein, und ja, viele Soldaten der Kriegerelite sind grausam. Aber es gibt auch viel Gutes in der Südkamm, viele Menschen von Ehre. Ja, uns mag nicht die Sonne peinigen, noch ein anderes Volk. Aber auch unsere Bürger sind leidgeplagt, glaubt mir.«

Niam schüttelte verständnislos den Kopf und deutete auf seine blutverschmierte Kleidung. »Ihr könnt euch einreden was ihr wollt, aber ich ... «

»Keiner erwartet Verrat an euren Leuten«, unterbrach Hatem in beschwichtigendem Tonfall und strich im Geiste den Punkt »Verräter« von seiner Liste. »Wie schon gesagt, sind wir eh keine Banditen, wir gehen nicht auf Raubzüge, greifen niemanden an. Es gibt also nichts zu verraten. Ich denke aber, ihr schuldet uns eine Antwort, wer ihr seid. Wir retteten euch und sind nun euretwegen in Gefahr.« Er schaute zum Eingang der Höhle und sah Nima und Elissa dort mit versteinerten Gesichtern stehen.

»Ist was dran«, keuchte Toben und rappelte sich vorsichtig wieder auf. Dann zögerte er lange, holte schließlich tief Luft und sagte: »Der König, also der Truchsess, hält mich wohl für einen Nachfahren Morgas und somit für einen Widersacher mit rechtmäßigem Anspruch auf den Thron.«

»Verdorrt und verkrüppelt«, stieß Niam erstaunt aus.

»Und, seid ihr es?«, fragte Hatem ganz ruhig.

»Keine Ahnung. Möglich wäre es. Der König beschäftigt offenbar einige Ahnenforscher, die ihm regelmäßig Listen potenzieller Nachfahren liefern. Stammbäume, teils viele Generationen tief. Wenn ihr mich fragt, sind die meisten Männer auf diesen Listen nicht mit Morga in Verbindung zu bringen. Aber der König erwartet Resultate, also liefern ihm die Forscher welche.«

»Ihr kennt diese Listen?«, fragte Hatem.

»Nur eine Hand voll. Ich arbeite eigentlich als Bildhauer in Neunbrücken. Vielleicht kennt ihr einige meiner Werke, falls ihr Neunbrücken zufällig auch besucht haben solltet«, sagte er etwas spöttisch Richtung Hatem. »Zu meinen Kunden gehörten auch hohe Beamte und gut betuchte Bürger. Eines Morgens, nur einen Tag nach dem Besuch eines wirklich seltsamen Beamten, fand ich einen Stapel Pergamente in meiner Werkstatt. Es waren Stammbäume. Auf einer Seite stand auch meiner, mein Name von jemanden dick unterstrichen. Ich brauchte nicht lange, um herauszufinden, dass die meisten Menschen von den anderen Seiten bereits spurlos verschwunden waren.«

»Wie kann es sein, dass man euch noch nicht verschwinden ließ, die anderen aber schon?«, fragte Niam mit hörbar skeptischem Tonfall.

»Ich habe keine Ahnung, um ganz ehrlich zu sein. Vielleicht wurde mein Stammbaum den Handlangern des Königs noch nicht vorgelegt. Ich war aber auch nicht gewillt, auf mein Verschwinden zu warten.«

»Also floht ihr an den einzigen Ort im Königreich, wo man nicht so genau hinschaut«, sagte Hatem wissend.

»Richtig. Ich stahl eine Uniform und schlich mich auf einen Wagen nach Karrmal. Wenn man einmal darauf sitzt, wird man nicht mehr viel gefragt. Nur runter kommt man auch nicht mehr.«

»Hat wohl nicht ausgereicht«, erklang Niams Stimme erneut.

»Der König hat seine Spitzel überall«, erwiderte Toben.

»Wie ist euer echter Name?«, fragte Hatem mit einer aufrichtigen Spur Neugierde in der Stimme. »Wohl kaum Toben?«

»Ich heiße Artos.«

DIE HOFFNUNG IM SANDE

»Euer Sohn war vorgeladen, und doch steht nun ihr hier, während von ihm keine Spur zu sehen ist«, sagte die alte Mutter.
»Erklärt euch.«

Hatem schaute sich in der Runde um. Alle fünf Mitglieder des Bundes waren anwesend. Da waren Meister Ebt, erster Schmied der Gesänge; Gatu, Leibstein der Mitte; Ramzi, oberster Stadtrat Eblins; Taleb, Herr von Wasser und Handel sowie Mutter Seh, Stimme der Zeit. Ramzi schien aber zu schlafen, jedenfalls hatte er die Augen zu.

»Und lasst es eine verdammt gute Erklärung sein«, fügte Gatu hinzu.

»Ich werde euch die ganze Geschichte erzählen«, versprach Hatem, und begann, angefangen bei ihrem Ausflug in die südliche Ebene, über den Kampf gegen die Ritter, wie Niam ihn geschildert hatte, bis zu dem Geständnis des jungen Artos.

Der Bund hörte ihm gespannt zu und unterbrach ihn kein einziges Mal. Als er fertig war, wurden verunsicherte Blicke ausgetauscht.

»Und dieser Artos ist noch in eurer Steingabe angekettet?«, fragte Gatu.

»Ja, mein Sohn bewacht ihn.«

»Wir sollten ihn in Dourstedts an eine der großen Laternen nageln«, sprach Taleb nervös, aber eindringlich. »Dann weiß

Morgathal, wo er ist, und schickt keine weiteren Krieger. Unsere Routen müssen sicher bleiben!«

»Wenn er tatsächlich ein legitimer Thronfolger Morgas sein sollte, wäre das vielleicht ein wenig überstürzt«, erwiderte Meister Ebt ruhig.

»Ihr habt doch selbst gehört, dass das keineswegs gewiss ist. Und selbst wenn, was hätten wir davon? Wir riskieren nur, entdeckt zu werden.«

»Was wir von einem König in Morgathal hätten, der uns wohlgesonnen ist und selbst die Gräuel der Unterdrückung gespürt hat? Da braucht es nicht viel Fantasie, Taleb.«

Gatu räusperte sich. »In der Tat ein interessanter Gedanke, aber doch aberwitzig weit in der Ferne. Selbst dann, wenn man einen legitimen Anspruch nachweisen könnte, wofür die mögliche Existenz einiger Pergamente aber wohl kaum ausreichen wird.«

»Und das setzt erstmal voraus, dass dieser Artos überhaupt die Wahrheit sagt«, ergänzte Taleb. »Zudem wissen wir dann noch nicht, wer ihn gewarnt hat, und warum. Ich kann mir nicht vorstellen, dass einer der hohen Beamten seinen Kopf für einen Bildhauer riskieren würde, selbst wenn er der talentierteste Bildhauer der Welt wäre.«

»Darf ich etwas sagen?«, fragte Hatem.

Alle außer Stadtrat Ramzi nickten.

»Wäre es nicht denkbar, dass einer der Ahnenforscher ihn warnte?«

»Aus welchem Grund?«, erwiderte Taleb skeptisch.

Mutter Seh beugte sich langsam vor und sagte: »Weil der Forscher sich bei diesem Stammbaum sicher war, dass er tatsächlich einen legitimen Erben gefunden hat. Ja, der Gedanke kam mir auch schon, Hatem.«

Meister Ebt klatschte in die Hände. »Das ist mal ein heißes Eisen!«

»Ich bitte euch«, entgegnete Taleb. »Glaubt ihr wirklich, dass es noch echte Royalisten in Morgathal gibt, nach all den vielen Wenden?«

»Da bin ich mir sogar sicher«, warf Hatem ein.

Gatu runzelte die Stirn. »Wie denn das?«

»Der Blick nach hinten zeigte mir vieles in der Südkamm.«

»Ihr hattet eure Hände wohl mal wieder zu tief im Silberwasser«, spottete Gatu. »Es hat sich nichts geändert, wie ich sehe. Noch immer seht ihr Zeichen im Sand und haltet Träume für Weissagungen. Ich dachte, ihr hättet der Sache endlich abgeschworen.«

»Für Rückblicke, nicht für Weissagungen«, korrigierte Hatem.

Ehe die anderen ihren Spott vertiefen konnten, schaltete sich Mutter Seh wieder ein. »Ihr, Gatu, habt wohl zu viel in der Sonne gelegen, und ihr, Taleb, euch zu gütig am Getreidesaft getan. Oder was hat euch die Erinnerungen genommen? Erinnerungen an die Legende vom Kreis der Saat.«

»Eine blasse Hoffnung, nicht mehr. Es waren nicht Religion und alte Geschichten, die unser Volk in den vielen Dutzend Wenden versorgt haben«, erwiderte Taleb. »Oder geschützt«, ergänzte er und schaute zu Gatu.

»Hoffnung und Glaube sind der Mörtel, der das Fundament unserer Gesellschaft all die Ewigkeiten zusammenhielt. Euer Wasser ist dabei nur eine Zutat von vielen. Ihr solltet wahrlich etwas mehr Ehrfurcht vor unseren Ahnen und ihren Zielen haben.«

Beschwichtigend ergriff Meister Ebt wieder das Wort: »Mutter Seh, ihr wollt also sagen, dass auch Ambhers Geist wieder unter uns weilen könnte, wenn Morgas Erbe gefunden wurde?«

Die alte Frau schüttelte den Kopf. »Entweder es ist am Grund des Maars zu dunkel, um die alten Zeilen richtig zu lesen, oder ihr hattet sie lange nicht in der Hand«, sprach sie zu Ebt. »Aber

ich erinnere euch gerne. Die Worte lauten: *Erst wenn die Saat des Verrats im Blute gebettet, wird der Geist des Gerechten gedeihen.*«

Hatem stockte der Atem. Er kannte diese Zeile, hatte sie aber nie so gedeutet, wie die Mutter dies nun vermutlich tat. Eben klammerte er sich noch an die Hoffnung, dass zumindest Mutter Seh gegen die Tötung des Jungen war, aber jetzt war er sich da nicht mehr so sicher.

Taleb schaute nur verächtlich und beschloss, sich nicht schon wieder auf religiöse Debatten mit der Alten einzulassen. Diesen Fehler hatte er schon zu oft begangen.

»Was ist denn eure Meinung, Stadtrat Ramzi?«, fragte Ebt stattdessen, und stupste den vermeintlich schlafenden Greis an.

»Schon gut«, sagte der Alte missmutig, ohne die Augen zu öffnen »Es scheint mir, als hätte Hatem uns mit seiner gesetzwidrigen Rettung, für die übrigens noch ein Strafmaß festzusetzen ist, in eine Situation gebracht, aus der es keinen guten Ausweg gibt. Wenn wir den Jungen laufen lassen, oder ihn gewinnbringend eintauschen, wird er reden und wir riskieren unsere Entdeckung. Befeuern wir die alte Legende, setzen wir womöglich Ereignisse in Gang, über die wir früher oder später die Kontrolle verlieren werden. Auch damit gefährden wir unsere Sicherheit. Töten wir den Jungen – aus welchem Grund auch immer – verstoßen wir gegen unsere eigenen Gesetze. Denn wie ihr sagt, ist er eigentlich kein Soldat der Kriegerelite, sondern ein einfacher Handwerker, der als Verfolgter ein Anrecht auf den Schutz des Schwarzmaars hat, sofern er sich bewährt.«

»Dieses Anrecht gilt nur für all jene Flüchtige, die es aus eigener Kraft durch die Wüste schaffen«, widersprach Gatu. »Laut der vorgetragenen Schilderung kann man das aber nicht behaupten.«

»Wortklauberei. Es ist und bleibt ein Junge, vermutlich sogar frei von Sünden. Wollt ihr die Schuld seines Todes auf euch laden?«

»Belehrt mich nicht über Schuld, nicht mich, der unsere Grenzen mit allen Mitteln sichern muss, während ihr in eurer Stadt flaniert«, entgegnete Gatu erbost. »Dann schlagt doch eine bessere Lösung vor!«

»Wie ich schon sagte, es gibt keine. Damit im Norden nicht weiter nach ihm gesucht wird, muss er an anderer Stelle wieder auftauchen. Aber wenn er dabei lebendig ist, könnte er uns verraten. Töten wir ihn, haben wir sein Blut an den Händen. Übrigens das Blut eines Mannes, der Frieden bringen könnte, auch wenn das nur ein ferner Traum seien mag.«

»Ihn lebend nach Süden zu schicken, käme ebenfalls einem Todesurteil gleich«, sagte die alte Mutter trocken. »Jedenfalls, wenn seine Geschichte stimmt.«

»Und wenn seine Geschichte nicht stimmt, ist er doch ein Soldat, oder zumindest ein Lügner, und muss auch sterben. So oder so, sein Schicksal ist besiegelt«, rief Taleb.

Meister Ebt räusperte sich wieder. »Es mag sein, dass wir sein Schicksal nicht bestimmen können, zum Schutze vieler keine Wahl haben, und doch machen wir uns letztlich zu Davards Henkern, erweisen ihm einen Dienst.«

»Das bleibt abzuwarten«, sagte Mutter Seh bedeutungsvoll.

»Haltet mich nicht für einen Unmenschen, auch mir fällt das nicht leicht. Aber wir können die Versorgung und Sicherheit Hunderttausender einfach nicht riskieren. Das wäre ein viel größeres Verbrechen.«

»Übel bleibt Übel«, dachte Hatem, doch hielt lieber den Mund.

»So lasst uns abstimmen«, ertönte die Stimme des Stadtrats, und er öffnete kurz die Augen. »Wer will den Jungen tot in Dourstedt sehen?«

Die Abstimmung war wie erwartet ein Todesurteil. Drei Stimmen dafür, eine Enthaltung und eine dagegen. Danach widmete sich der Bund noch der Frage, wie Hatem zu bestrafen sei.

Elissa lag in der Nähe ihres Hauses auf dem kleinen Felsen, in dessen Schatten sie sich gerne von Hatem alles Mögliche über die Welt erzählen ließ. Sie blickte nach Osten und hielt wie ein Leibstein den Weg zur Stadt im Auge. In ihr tobten die Gefühle und sie war sich noch unsicher, wie sie sich im Ernstfall gleich entscheiden würde; ob sie Hatems Anweisungen folgte, oder doch ihrem Misstrauen nachgab, das sich aus vielen Wenden schrecklicher Erfahrungen nährte. Leidvolle Erfahrungen, die erst endeten, als Hatem und Niam sie damals fanden – wie immer ihnen das auch gelungen war.

Am Horizont erschien plötzlich eine Gestalt auf dem Weg. Sie war aber noch nicht zu erkennen. »Bitte lass es Hatem sein«, flehte Elissa innerlich. Doch dann erschien eine zweite Gestalt, dann noch eine. Aus drei wurden fünf, und Elissa wusste, was das zu bedeuten hatte. Nun lag es an ihr. Viel Zeit blieb ihr für die Entscheidung nicht. »Wer bin ich, jemanden eine Chance zu verwehren, die mir gegeben wurde«, dachte sie verbittert und drehte sich schließlich zum Haus. Ein gezielter Steinwurf gab Niam das Zeichen.

»Wir machen einen kleinen Ausflug zur Stadt im großen Fluss«, sprach Niam, packte Artos und half ihm auf die Beine. Dann schulterte er einen großen Rucksack, griff nach seinem Gesang und prüfte seine Kleidung.

»Der große Fluss?«, fragte Artos überrascht. »Der ist mit einem *kleinen* Ausflug aber nicht zu erreichen.«

»Richtig! Deinetwegen werde ich meine Frau und mein Kind eine ganze Weile nicht sehen. Ich hoffe, mein Vater irrt sich nicht.«

Artos blickte auf den Rucksack und ahnte langsam, was vor sich ging.

Niam machte sich währenddessen an Artos' Kleidung zu schaffen. »Das Mundtuch muss immer korrekt sitzen, sonst holt dich der Dünenbrand. Und lass dir nicht anmerken, dass die Kleidung unbequem ist, sonst erkennt dich jeder Leibstein als einen Fremden.«

»Dünenbrand?«, fragte Artos knapp. Er hatte dieses Wort nun schon öfter gehört und konnte sich immer noch keinen Reim drauf machen.

»Unstillbarer Durst, Raserei, Tod. Schlimme Krankheit. Also Mundschutz auflassen. Nun komm, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Artos erinnerte sich an den bekloppten Pantal und endlich wurde ihm alles klar. Ein kleiner Hauch der Zuversicht ereilte ihn.

Sie verließen das Haus und Niam verabschiedete sich kurz, aber liebevoll von seiner Frau, seinem Sohn und seiner Mutter. Selten war ihm das so schwergefallen, und auch Elissa hatte Tränen in den Augen, was man bei ihr schon lange nicht mehr gesehen hatte.

Nach der Verabschiedung ging es schnellen Schrittes nach Westen in Richtung der Singenden Dünen. Sie beeilten sich und sahen sich ständig nach Verfolgern oder Leibsteinen um. Schließlich verließen sie das Gebirge des Schwarzmaars unbehelligt und liefen zielstrebig in die große Weite aus Sand und Staub. Die Sonne stand hinter ihnen und warf lange Schatten voraus.

Als sie genügend Abstand gewonnen hatten und immer noch keine Verfolger ausmachen konnten, fragte Artos: »Warum geht ihr dieses Wagnis für mich ein?«

»Weil mein Vater sich sicher ist, dass dies die einzig richtige Lösung ist.«

»Werden nicht weitere Ritter am Schwarzmaar nach mir suchen?«

»Nur, wenn wir scheitern.«

Artos runzelte die Stirn. »Was haben wir denn vor?«

»Wir werden uns auf dem Weg zur Flussstadt zeigen müssen. Wir müssen mit sehr zwielichtigen Gestalten reden und eine falsche Spur legen. Am besten, ohne dabei drauf zu gehen. Gute Chance dafür haben wir an Velors Pass, dort hat euer König immer Augen und Ohren. Aber dahin müssen wir es erstmal lebend schaffen.«

»Klingt nach einem sehr riskanten Unterfangen«, sagte Artos zögerlich. »Ich verstehe immer noch nicht, warum euer Vater dieses Risiko für mich eingeht.«

»Das tue ich auch nicht, aber ich vertraue ihm«, antwortete Niam knapp. »Lass dir aber gesagt sein, dass du es bitter bereuen wirst, wenn du dich nicht genau an seinen Plan hältst. Egal wie gefährlich es wird, wenn du zu fliehen versuchst, oder nicht tust, was ich dir sage, ist der Gesang der Dünen das Letzte, was du hören wirst. Verstanden?«

»Ich werde alles mitmachen, ihr habt mein Wort!«

»Ach und noch was: Kein Wort über das Schwarzmaar, egal wem wir begegnen. Klar?«

»Verstanden.«

»Ich hoffe es«, erwiderte Niam, und beschleunigte seinen Gang wieder.

Artos folgte und ließ die Eindrücke der Umgebung auf sich wirken. Trotz der kargen Ödnis und der brütenden Hitze hatte alles etwas Friedliches an sich. Das erste Mal seit Ewigkeiten fühlte er etwas Zuversicht und freute sich sogar auf die Abenteuer, die da kommen würden. Die Leere der Wüste versprach ihm einen Neuanfang, den er zu gern nutzen wollte.

UNERWARTETER BESUCH

Die Fenster in seinem Atelier waren bunt und ließen den Raum in schönen Farben erstrahlen. Er hatte dieses besondere Glas von einem der fahrenden Händler erworben und erfreute sich jeden Tag an dem fantastischen Licht, das ihm ein Gefühl der Geborgenheit gab. Außerdem waren die farbenfrohen Gläser eine wirklich schöne Abwechslung zu dem tristen Grau von Stahl und Stein, das Neunbrücken überwiegend prägte. Er wusste aber auch, dass diese besonderen Fenster nur geduldet wurden, weil sein Atelier am Rand der Stadt, weit abseits aller Militär- und Verwaltungsgebäude lag. Er konnte von Glück sprechen, dass er sich mit allen Nachbarn gut verstand und ihn noch niemand angeschwärzt hatte, sonst hätte er sicher die alten Butzenscheiben wieder einsetzen müssen.

Der bunte Anblick lud wahrlich zum Träumen ein, doch der Tag neigte sich dem Ende zu, also wendete Artos den Blick ab und griff nach einem Besen, um den Marmorstaub der heutigen Arbeit zusammenzukehren. Zurzeit standen einige Statuen der Siegesader in seinem Atelier, die es zu reinigen und zu reparieren galt. Ein wenig ruhmreicher Auftrag, der ihn aber über Wasser hielt. Generell fielen ihm nur sehr selten echte Marmorarbeiten zu, denn der Staatsapparat beauftragte lieber andere Bildhauer mit der Herstellung seiner Heldenbildnisse. Übrig blieben nur die Aufträge der guten Bürger, die sich bestenfalls ihr Konterfei aus Holz anfertigen ließen, oder fertige

Kalksteinbüsten gesalbter Krieger kauften, um ihrer Verehrung für diese Vasallen des Reichs für jedermann gut sichtbar Ausdruck zu verleihen.

Artos' Büsten waren aber durchaus beliebt und bescherten ihm auch über die Grenzen seines Viertels hinaus einen guten Ruf. Er hatte fast alle vom Reich ausgelobten Helden im Angebot. Sowohl die Ältesten wie Dreißig Osmar, als auch die Neueren wie Lavru Unwill – und natürlich auch ein Bildnis von König Davard aus feinstem Brechschleifener Marmor, so wie es das Gesetz verlangt. Letztes hatte er wegen dem hohem Marmorpreis aber nur einmal im Angebot.

Als Artos mit dem Säubern seines Ateliers fertig war, sammelte er die überall verteilten Fäustel, Knüpfel, Beizeisen, Sprengisen, Schlageisen, Spitzeisen, Zahneisen und den ganzen anderen Krempel ein und sortierte alles zurück an seinen Platz. Danach überlegte er, ob er sich zur Dunkelung noch einen Schluck Bier in der Schenke gönnen sollte. »Etwas zu essen wäre auch nicht schlecht«, dachte er und griff nach seinem Mantel. Doch ehe er die zehn Schritte zum Ausgang machen konnte, klopfte es plötzlich an der Tür. Verwundert über den späten Besuch ging er rasch hinüber und öffnete mit den routinierten Worten: »Willkommen in der Bildhauerei Gleichklang. Ich bin Artos, wie kann ...«. Er stockte. Vor ihm stand ein Staatsbeamter in seiner typischen grauen Kluft.

Der Beamte schien bemerkt zu haben, was sein Anblick bei dem jungen Bildhauer auslöste. »Keine Sorge, ich bin in privater Angelegenheit hier«, sagte er und trat ohne Aufforderung ein. Staunend blickte er sich eine ganze Zeit lang in dem lichtdurchfluteten Raum um und fügte dann hinzu: »Obgleich deine Fenster gewagt sind. Dieses Glas stammt aus Halbgrunden, wusstest du das?«

»Nein, Herr. Was ... ist ... Halbgrunden?«, stotterte Artos.

»Eine Stadt in Nyvil. Die Menschen dort färben ihr minderwertiges Glas mit irgendeiner komischen Substanz und nutzen es dann als vermeintlich wertvolle Handelsware.«

»Das wusste ich nicht«, versicherte Artos. »Ich hätte sonst nie ...«

»Spar dir das«, sagte der Beamte. »Mich interessieren deine Fenster nicht. Ich hörte, du seist ein ausgezeichnete Steinmetz. Stimmt das?«

»Das hoffe ich doch sehr, mein Herr«, antwortete Artos unsicher. »Gern kann ich euch einige Arbeiten zeigen.«

»Das wird nicht nötig sein. Wenn ich mich hier so umschaue, sehe ich genug Kunstfertigkeit.«

»Die Marmorstatuen sind nicht mein Werk«, sagte Artos schnell, als er bemerkte, dass der Blick des Beamten über die lebensgroßen Abbilder gefallener Krieger huschte.

»Das hätte mich auch gewundert. Ich rede aber auch von den Büsten und Schnitzereien, die dort hinten auf dem Tisch stehen.«

»Ja, die sind von mir«, sagte Artos vorsichtig. Er wurde aus dem Mann nicht schlau, und er hatte auch noch nie gehört, dass Staatsbeamte ihre privaten Angelegenheiten persönlich regelten. Dafür hatten sie ihre Diener. Ihm kam der Verdacht, dass der Mann vielleicht doch in offizieller Sache hier war. In dem Fall wäre der Beamte wahrscheinlich einer von den berüchtigten Sittenwahrern, die sich rigoros um die korrekte Auslegung von Geschichte und Traditionen des Reichs kümmerten. Wirklich sicher sein konnte sich Artos dabei aber nicht, denn die Beamten des Königs trugen alle dieselben grauen Mäntel und offenbarten ihre Stellung nur bei Bedarf. So konnte man nie wissen, ob man es gerade mit einem Sittenwahrer, einem Steuereintreiber oder einem Diplomaten zu tun hatte. »Die Büsten aus Stein bilden auch ausschließlich die vom Reich ernannten Helden

ab«, fügte er schnell hinzu. »Die Gesichter der Niedrigen sind gesetzesgemäß alle aus Holz gefertigt.«

»Daran habe ich keinen Zweifel«, erwiderte der Beamte beiläufig. Er ging hinüber in eine eher dunkle Ecke und betrachtete neugierig eine Schnitzerei.

»Das ist nur ein ... «

»Ein Bildnis deines Weibs?« Der Beamte lachte. »In dem Fall wärst du zu beneiden.«

»... nur ein Projekt«, beendete Artos den Satz und warf nervös ein weißes Laken über den nackten Oberkörper der hölzernen Statue. »Wie kann ich euch zu Diensten sein, mein Herr?«

»Ich möchte eine lebensgroße Marmorstatue beauftragen«, entgegnete der Mann mit einer Spur des Bedauerns in der Stimme.

Artos war nun endgültig verunsichert. Das war das Letzte, mit dem er gerechnet hatte. »Seid ihr sicher, dass ich der Richtige dafür bin? Solche Aufträge mache ich selten, um ganz ehrlich mit euch zu sein.«

»Ich bin mir absolut sicher, dass du der Richtige bist.«

»Welchen der berühmten Vasallen darf ich denn anfertigen?«

Der Beamte griff unter seinen Mantel und holte erst eine Schriftrolle und dann eine Maske hervor. »Meinen Sohn«, antwortete er.

Artos kannte diese Art Masken. Man nennt sie die *Ewigjung*. Die reichen Leute fertigen zu Lebzeiten Abdrücke ihrer Gesichter aus Lehm oder Gips an und bewahren diese dann auf, um bei Bedarf Bildnisse von sich anfertigen zu lassen. Wem die Ehre der offiziellen Heldenwürde zuteil wird, kann so sicherstellen, dass sein Antlitz später in Büsten und Statuen authentisch abgebildet wird – authentisch und in den besten Wenden.

Ohne Umschweife legte der Beamte beide Gegenstände auf den nächstbesten Tisch. Dann griff er erneut unter seinen Mantel und zückte einen Beutel voller Münzen. Dabei sah man kurz

seine Gürtelschnalle, die aus Silber war und das Symbol eines in Ketten gewickelten Buches aufwies. »Ich werde dich gut entlohnen, betrachte dies als eine Anzahlung.«

Artos wusste nun, dass es sich bei dem Mann tatsächlich um einen Beamten der Sittenwahrer handeln musste. Einen recht hochrangigen zudem. Er blickte hinüber zur Maske und dann zu dem Beutel Münzen. »Das Geld könnte ich gut gebrauchen«, dachte er. Zögerlich wandte er sich wieder dem Beamten zu und antwortete: »Meinen Glückwunsch, dass eurem Sohn die Heldenwürde zu Teil wurde. Gern nehme ich den Auftrag an, doch wäre es einfacher, wenn ich euren Sohn persönlich treffen könnte. Dann kann ich Maß nehmen.«

»Das wird leider nicht möglich sein«, erwiderte der Beamte traurig. »Seine Witwe knüppelt den Ringpanzer des Gefallenen.«

»Das tut mir leid«, sagte Artos schnell. Er wusste, was dieses Ritual zu bedeuten hatte – so wie jeder Bewohner der Südkamm. Wenn ein Soldat im Kampf fiel, musste seine Witwe während der sogenannten Trauerwende ein Hemd aus kleinen eisernen Ringen knüppeln. Je nach Rang des Soldaten war dieses Hemd teils sehr aufwendig herzustellen, denn bei den höheren Rängen kamen noch Verzierungen und andere Details hinzu. Dieses Hemd (dieser Ringpanzer) wird nach Fertigstellung dann der Armee gespendet, um sie für den gefallenen Soldaten zu entschädigen. Es war allerdings ein offenes Geheimnis, dass die Witwen aus vermögenden Häusern diese undankbare Arbeit ihre Bediensteten verrichten ließen. Die Witwen selbst trugen die Werkzeuge des Knüppelns nur symbolisch am Leib.

»Das muss dir nicht leidtun. Manche Flammen leuchten schwach, aber lang. Andere kurz, doch dafür hell. Am Ende haben alle ihre Berechtigung in dieser Welt. Die einen bieten Orientierung, die anderen Inspiration. Mein Sohn starb heldenhaft und streckte zuvor noch viele Angreifer nieder.«

»Was für Angreifer?«, fragte Artos verwirrt. Doch er sah gleich, dass diese Frage unangebracht war. »Entschuldigt bitte, mich gehen die Pflichten und Aufgaben der Armee natürlich nichts an.«

»Die Schriftrolle enthält alle nötigen Maße und Informationen, und auch ein paar Skizzen möglicher Körperhaltungen. Wie lange wirst du brauchen?«

»Bis Wendenende, denke ich.«

»Gut, ich werde einige Diener schicken, um die fertige Statue abzuholen und dir nochmal die doppelte Summe der Anzahlung zu bringen. Dieser Auftrag ist übrigens vertraulich zu behandeln. Vor der offiziellen Würdigung darf niemand die Statue sehen. Ist das klar?«

Artos zögerte, nickte dann aber gehorsam. Die Fragen in seinem Kopf überschlugen sich regelrecht.

»Sehr gut«, sagte der Beamte. Er ging zur Ausgangstür, zog eine Kapuze über sein graues, liches Haupthaar und wandte sich noch einmal zu dem jungen Bildhauer. »Nebenbei bemerkt: Artos ist ein höchst ungewöhnlicher Name. Wer war dein Vater?«

»Das weiß ich nicht, Herr. Er verschwand vor meiner Geburt auf einer Reise nach Tausendfeuer. Ich habe ihn nie kennengelernt.«

Nun zögerte der Sittenwahrer. »Sehr bedauerlich«, sprach er und verließ dann nachdenklich das Atelier.

Zurück blieb ein ratloser Artos, den ein starkes Gefühl der Unsicherheit zu übermannen drohte. Noch immer wusste er nicht, was er von dem Beamten halten sollte. Eigentlich müsste er prüfen, ob der namenlose Sohn die Heldenwürde erhalten hatte. Doch sagte sein Auftraggeber auch, dass die offizielle Würdigung noch ausstehe. Artos hatte keine Ahnung, wen er fragen sollte, ob dies nun der Wahrheit entspricht, oder nicht.

Er ging wieder zu dem Tisch mit dem Geldbeutel und warf einen Blick hinein. »Nur die Anzahlung ist schon der Jahressold

eines Soldaten«, dachte er. »War das ein Test?«, fragte eine Stimme in seinem Kopf. »Wäre ein sehr kostspieliger Test.« Er setzte sich grübelnd auf den frisch gefegten Boden und schaute hoch zu seinen Fenstern. »Eine Wahl habe ich ohnehin nicht. Wenn ich den Sittenwahrer enttäusche, werden die bunten Scheiben mein geringstes Problem sein.«

DURCH DIE NORDLANDE

Viel Strecke konnten sie noch nicht zurückgelegt haben. Das Gebirge, aus dem sie kamen, war noch immer am Horizont zu erkennen – gekrönt von der gnadenlosen Sonne. Die Wüste hier war fürchterlich. Viel schlimmer als die Sandfelder im Süden, und viel schlimmer, als Artos es sich je hätte vorstellen können. Dabei war es gar nicht mal die Hitze oder die brennende Sonne, die ihm so zu schaffen machte. Es waren die staubtrockene Luft und der stetige Wind, die jeden Tropfen Schweiß sofort verdunsten ließen. Artos hatte den Eindruck, dass er schneller Flüssigkeit verlor, als er sie zu sich nehmen konnte. Erschwerend hinzu kam der weiche Untergrund und das mühsame Auf und Ab der immer größer werdenden Dünen.

»Hör auf zu Träumen«, wehte die Stimme Niams durch die Luft. »Nicht zurückfallen! Nicht hier.«

»Ich versuche mein Bestes«, entgegnete Artos gereizt. Er wünschte sich, er hätte trotz aller vermeintlichen Gefahren sein schönes Atelier niemals verlassen. Erschöpft griff er nach seiner Feldflasche, trank einen Schluck und stellte mit Entsetzen fest, dass dies bereits der letzte Tropfen Wasser war, den seine Flasche zu bieten hatte. Frustriert verkorkte er sie wieder und band sie am Gürtel fest.

»Maske wieder aufsetzen!«, erklang Niams Stimme.

»Schon gut. Mein Wasser ist eh alle.«

»Du verbrauchst zu viel.«

»Wie soll ich bei der Hitze und in diesen Schuppen denn weniger verbrauchen?«, fragte Artos entnervt und schloss zu Niam auf.

»Deine Kleidung ist der Grund, dass du noch nicht tot im Sand liegst. Ob nun wegen der Sonne oder Dünenbrand.«

»Schön, aber schwitzen tue ich trotzdem wie Sau.«

»Weil du dich unnötig anstrengst. Als wir vorhin dieses Geröllfeld hoch sind, bis du den steilen, direkten Weg hochgestiegen, statt wie ich den langen zu gehen. Wenn du die Dünen überquerst, stürzt du dich regelrecht hinunter, statt dir Zeit zu nehmen und die Schwerkraft deine Arbeit machen zu lassen. Dies ist kein Wettrennen. Wir haben noch viele, viele, viele Meilen vor uns.«

Artos schaute zweifelnd zu Boden. »Das schaffe ich nie«, raunte er leise.

»Denkbar, aber nicht gewiss«, antwortete Niam. »Ich habe noch eine Flasche als Reserve für uns in meinem Rucksack. Ich werde dir davon zu trinken geben, allerdings nur, wenn es unbedingt nötig ist. Bis zur Dunklung müssen wir noch durchhalten.«

»Einverstanden.«

»Gut, dann bleib nun nah bei mir. Die Sonne ist in diesen Landen das kleinste Übel.«

Sie schleppten sich mühsam weiter durch den Sand: Düne rauf, Düne runter, wieder rauf, und wieder runter. Es war ein schier endloser Marsch durch eine Welt ohne Grenzen und Eigenschaften. Eine Welt, die schon vor Ewigkeiten den Mahlsteinen der Zeit zum Opfer gefallen war. Dennoch stellte sich ein guter Trott ein und langsam verschwand auch das Gebirge hinter ihnen in der flimmernden Luft. Dafür wurde zu ihrer Linken ein anderes Gebirgsmassiv immer größer. Es verlief längs zu ihrem Weg und war ein Vielfaches höher und imposanter als die paar Berge am Schwarzmaar. Es glich einem

gigantischen, steinernen Bollwerk, das sich bis zum Horizont erstreckte.

»Müssen wir durch das Gebirge?«, fragte Artos keuchend.

»Nein. Dran vorbei, drumherum.«

Artos stöhnte. »Das ist nicht besser, oder?«

»Weiß ich nicht. Ich habe das Ende des Ringswalls noch nie erreicht. Mir ist nur die Wegbeschreibung bekannt, und die sagt, dass wir etwa sechs Tage brauchen, bis wir in der Ferne einen riesigen, alten Wachturm ausmachen können. Dieser markiert das Ende des Gebirges.«

»Sechs Tage? Wir laufen noch sechs Tage durch diese Gluthitze?«

Niam hielt an und drehte sich um. »Wenn uns niemand aufhält und wir genügend Wasser finden, ja.«

Auch Artos hielt an und klopfte sich den Sand von den Waden. Die Zuversicht, die er zu Beginn ihrer Reise noch verspürt hatte, war mittlerweile vollends verfliegen. Nun fühlte er sich nur noch wie ein Käfer, der im Klarfurter Stadtkern auf einer der dunklen Granitfassaden von der Sonne geröstet wurde. »Versteht mich bitte nicht falsch, Niam. Ich bin euch sehr dankbar und will nicht ständig jammern. Aber ich sehe nicht, wie ich das noch tagelang durchhalten soll.«

Niam runzelte die Stirn. »So dachte ich bei meinen ersten Ausflügen in die Wüste auch. Du wirst erstaunt sein, wieviel du dir noch abverlangen kannst. Komm, wir gehen noch zweitausend Schritte und dann gibt es was zu trinken.«

Artos nickte und etwas Hoffnung regte sich wieder in ihm. Er versuchte so gut es ging zu ignorieren, dass seine Kehle trockener war als der Boden zu seinen Füßen.

Sie liefen stoisch weiter, die Sonne stets im Nacken. Immer, wenn Artos glaubte, die zweitausend Schritte geschafft zu haben, und nach Wasser fragte, ermunterte Niam ihn, nochmal zweitausend Schritte zu machen. Das ging einige Male so, bis

der Durst Artos' Ehrgeiz zu besiegen drohte. »Es ist genug!«, rief er heiser, als Niam die Zielmarke schon wieder erneuern wollte. »Ich kann nicht mehr. Ehrlich.«

Niam hielt an und schaute sich um. Der Mond war der Sonne schon nah, die Dunklung also nicht mehr fern. »Lass uns noch in dieses Dünental hinabsteigen«, erwiderte er. »Dann gebe ich dir Wasser.«

»Na gut«, sagte Artos mit Blick auf dieses sehr einfach erreichbare Etappenziel. Er folgte seinem Gefährten und glitt gemächlich die große Düne hinab, auf der sie eben noch standen. Unten angekommen fand sich dank des hohen Kamms des Sandriesen sogar etwas Schatten. Erschöpft ließ er sich zu Boden sinken und schaute erwartungsvoll auf Niams Rucksack. »Bekomme ich nun bitte einen Schluck Wasser?«, fragte er leidvoll.

»Du musst noch bis zur Dunklung warten«, antwortete Niam.

»Mir steht der Sinn gerade nicht nach Scherzen!«

»Ich scherze nie.«

»Kann man aus der Flasche nur im Dunkeln trinken, oder wo liegt das Problem?«

Nun war es Niam, der sichtlich entnervt wirkte. Er warf Artos einen warnenden Blick zu. »Das Problem ist, dass die Flasche zurzeit leer ist.«

»Aber ihr habt doch gesagt, dass ... «

»Ich sagte nur, dass ich eine Reserveflasche dabei habe und wir bis zur Dunklung durchhalten müssen.«

»Ihr sagt aber auch, dass ihr mir zu trinken gebt, wenn es nötig ist.«

»Das werde ich auch.« Niam öffnete den Rucksack und holte eine Flasche sowie ein langes, dünnes Seil hervor. Die Flasche warf er mit den Worten »Halt mal« zu Artos. Dann griff er wieder in den Rucksack und holte irgendwelche Pflanzenfasern hervor.

Artos erkannte währenddessen enttäuscht, dass die Flasche wirklich leer war. »Was soll ich nun damit?«, fragte er verbittert.

»Festhalten. Zusehen. Lernen.«

»Und was für ein Zeug habt ihr da in der Hand?«

»Das ist Moos vom Schwarzmaar. Hast du in feuchter Form neulich erst gegessen, erinnerst du dich?«

»Ja, leider.«

Niam band das Seil zu einer Schlinge, legte sie einige Schritte entfernt in den Sand und führte den Rest des Seils zurück zu Artos. »Halt mal«, sagte er wieder. Dann riss er etwas von dem Moos ab, schlenderte in aller Ruhe zurück zur Schlinge und legte es mitten hinein. Kurz darauf fiel er neben Artos in den Sand und ließ sich das Ende des Seils reichen. »Dann hoffen wir mal das Beste«, sagte er ruhig.

»Was soll das werden?«, fragte Artos verwirrt.

»Sandangeln.«

»Bitte was?«

»Zusehen. Lernen«, sagte Niam erneut. »Wenn du heute noch was zu trinken willst, dann sei jetzt still, beweg dich nicht und wart die Dunklung ab.«

Artos war zu erschöpft, um weiter zu widersprechen. Also fügte er sich widerwillig und sah der Umgebung zu, wie sie erst immer oranger und schließlich dunkel wurde. Die großen Sandberge verkamen zu dunklen Riesen, die bedrohlich über ihnen aufragten. Die Dunkelheit machte ihn schläfrig und er musste sich hüten, nicht einzuschlafen.

Die Zeit verging, doch nichts passierte. Artos drehte sich zu seinem Gefährten, wollte etwas fragen, doch brachte kein Wort hinaus. Seine Kehle war so trocken, dass er nur noch leise krächzte. Doch Niam legte ohnehin einen Finger auf die Lippen und bedeutete ihm, still zu sein.

Es war nun stockfinster, die Dunklung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Artos fragte sich schon, wann er wohl verdursten

würde, als er plötzlich ein ganz leichtes Kribbeln in den Händen spürte. In Sorge, sein Körper würde ihm nun böse Streiche spielen, nahm er die Hände vom Boden und betrachtete sie. Das Kribbeln verschwand. Also stützte er sich mit den Händen wieder auf den Sand. Da war es wieder. Als hätte er die Hände auf einen Bienenstock gelegt, in dem alles summte und brummte. Doch die Vibrationen wurden sogar noch stärker. Nun war es eher ein Hornissennest. Erstaunt stellte er fest, dass selbst der Sand anfang zu tanzen. Kleine Sandkörner hüpfen auf und ab, als seien sie in freudiger Erwartung auf irgendetwas.

»Wenn ich am Seil ziehe, greif dir meinen Gesang und töte es«, flüsterte Niam »Stich direkt in den Kopf.«

Aufgeregt blickte Artos zu dem Speer, der etwa zwei Schritte entfernt im Sand steckte. Sein Puls stieg und die Anspannung verdrängte die Müdigkeit und Erschöpfung. »Direkt in den Kopf ...«, hallten Niams Worte in seinen Gedanken nach. »Bei dieser Dunkelheit?«

Plötzlich erklang ein lautes Rauschen, dann ein fauchendes Geräusch und schließlich ein Schrei. Erschrocken bemerkte Artos, wie Niam, das Seil fest in den Händen, mit einem Ruck in der Finsternis verschwand. Hastig griff er nach dem Speer und stürzte ihm nach.

»Stich zu!«, schrie Niam.

Artos hatte Schwierigkeiten, zu erkennen, wohin er stechen sollte. Vor ihm auf dem Boden war nur ein Knoll aus dunklen Gliedmaßen, das sich wild bewegte. Er strengte seine Augen an und erkannte etwas schwarzes, glattes, glänzendes, das man mit etwas Fantasie für einen Kopf halten konnte. Einer von Niams Armen schien darum gewickelt zu sein. Er zögerte.

»Worauf wartest du? Mach schon, sonst entkommt es uns!«

»Ich sehe kaum etwas, könnte euch treffen!«

»Riskier es!«

Artos fasste Mut, hob den Gesang und zielte auf das dunkle Etwas. Dann stach er zu.

So jäh, wie alles begonnen hatte, endete es wieder. Die zappelnden Bewegungen ebten ab und Niam erhob sich mühsam. »Gut gemacht«, sagte er schwer atmend. »Jetzt hast du dir Wasser verdient.«

»Was habe ich da getötet?«, fragte Artos leise.

Niam schüttelte sich den Sand aus der Kleidung und rückte seine Maske zurecht. »Ich nenne die Dinger einfach *Mondtaucher*. Eigentlich heißen sie aber *Alhamuas*, was in Mittenluft soviel bedeutet wie *Lebensbringer*. Glaub ich jedenfalls.«

»Und was genau sind Mondtaucher?«

»Echsen, die tief im Sand leben. Warte kurz ab, das Licht kommt schon zurück. Gleich kannst du dir ein Bild machen.«

Wie auf Kommando brachen die ersten Sonnenstrahlen hinter dem Mond hervor und hüllten alles in ein warmes, aber blasses Licht. Die Umgebung gab wieder ihre Konturen preis, verbarg aber weiterhin ihre Farben. Artos erkannte zu seinen Füßen ein längliches, glattes, schwarzes Tier, das aussah wie eine Mischung aus Schlange und Echse. Es war etwa so lang wie Artos groß, hatte vier kleine Beine an den Seiten und eine spitze Schnauze. Der Schwanz war wie ein Paddel geformt und am Rücken zeigte sich eine wulstige Verdickung.

»Hilf mir mal. Pack es hinter den Vorderbeinen und halt es hoch«, bat Niam.

Artos legte den Gesang zur Seite und griff das Tier am vorderen Leib. Mit Mühe hob er es hüfthoch, doch dann glitt es ihm wieder aus den Fingern und fiel zu Boden. »Verdammt glatt, das Teil«, zischte er.

»Hinter den Vorderbeinen!«, sagte Niam noch einmal.

Wortlos griff er erneut zu, diesmal richtig. Als er das Tier bis auf Brusthöhe angehoben hatte, sammelte Niam die leere Flasche auf, zog ein kleines, dunkel schimmerndes Messer aus

seinem Gürtel und trat neben Artos. Er ertastete die Verdickung am Rücken des Tieres und stach mit dem Messer am unteren Ende ein Loch hinein. Dann hielt er die Flasche unter das Loch. Es plätscherte.

»Kann man das trinken?«, fragte Artos erstaunt.

»Reineres Wasser gibt es nicht«, antwortete Niam. Er verkorkte die Flasche und löste Artos' Flasche von dessen Gürtel. Als auch diese voll war, griff er schließlich nach seiner eigenen. »Wir haben Glück, dieser hier muss seinen Wasservorrat erst jüngst aufgefüllt haben.« Er legte die Hand auf die Einstichstelle und reichte Artos seine Flasche. »Trink!«

Mit einem letzten Kraftakt umschlang Artos das Tier mit nur einem Arm und griff mit der freien Hand nach der Flasche. Niam hatte Recht, das Wasser war wirklich rein wie Quellwasser. Es war ein Genuss! Gierig trank er in großen Zügen.

»Nicht so schnell. Gib deinem Körper etwas Zeit, das Wasser aufzunehmen.«

Doch die Flasche war schon leer. Glücklicherweise gab Artos die Flasche zurück.

»Einmal voll sollten wir sie noch kriegen«, sprach Niam zuversichtlich. Tatsächlich reichte das restliche Wasser im Leib dieses Tieres noch gerade so für eine weitere Füllung. »Du kannst es nun ablegen.«

Das ließ Artos sich nicht zweimal sagen. Mit einem Plumps fiel das Wesen zu Boden.

Niam sammelte die Flaschen ein, legte das Seil zusammen und steckte sein Messer weg. Dann säuberte er seinen Speer, indem er ihn mit Sand abrieb. »Hunger?«, fragte er.

»Kann man das essen?«, fragte Artos skeptisch und zeigte auf den toten Mondtaucher.

»Kann man schon, aber dazu würde ich nicht raten. Man muss das Fleisch erst in Streifen schneiden und einige Tage in

die Sonne hängen. Sonst ist es unverdaulich. Ich habe aber noch etwas Echsenfleisch im Rucksack.«

»Das klingt ... gut.«

»Ist es auch. Setz dich, wir rasten noch bis die Dunkelung um ist. Wenn du willst, kannst du auch etwas schlafen.«

Sie setzten sich in den Sand und kauten wortlos an ein paar Stücken getrockneten Fleisches. Als sie aufgegessen hatten fragte Artos: »Bereut ihr schon, auf euren Vater gehört zu haben? Ich bin sicher kein sehr nützlicher Gefährte in dieser Umgebung.«

»Spar dir bitte die geschwollene Sprache. Weder bin ich von hohem Rang, noch sind wir hier in den Südländern. Kannst mich einfach duzen.«

Artos nickte.

»Um deine Frage zu beantworten: Nein, ich bereue es nicht. Mein Vater mag manchmal wirr klingen, doch in der Regel behält er Recht. Es wird schon sein Gutes haben, dich durch die Wüste zu treiben.«

»Das klingt nobel, aber auch ziemlich verrückt. Du hast schließlich Frau und Kind.«

»Deshalb gehe ich ja«, erwiderte Niam schwermütig. »Es mag alles gut und friedlich bei uns am Schwarzmaar wirken. Doch das Wasser wird knapp und der Sand verschlingt immer mehr von uns. Wenn sich nichts ändert, hat mein Sohn in meinem Alter keinen Platz mehr in dieser Welt. Außerdem müssen wir deine Verfolger auf eine andere Fährte locken, sonst haben wir noch ganz andere Probleme.«

Ein Runzeln zeichnete sich auf Artos' Stirn ab. »Ich hoffe, ich kann dir wenigstens bei Letzterem helfen.«

»Die Chancen stehen nicht so schlecht.«

»Du könntest unsere Chancen übrigens verbessern, wenn du mich lehrst, mich in dieser Umgebung richtig zu verhalten.«

»Tue ich das nicht?«

»Naja, du sagst mir immer nur, was ich falsch mache, statt mir zu erklären, warum es anders richtig ist.«

Niam zögerte, setzte zum Sprechen an, doch verstummte wieder. »Kann schon sein«, sagte er schließlich. »Bei uns lernen wir durch Beobachten.«

»Verstehe«, entgegnete Artos. »Doch einige Dinge kann man rein durch das Beobachten nicht lernen. Woher weiß ich zum Beispiel, wann ich meine Maske tragen muss, und wann nicht?«

»Du kannst es hören.«

»Hören?«

»Ja, den sich bewegenden Sand. Ein Surren. Wenn du aber sicher gehen willst, lass die Maske immer auf, wenn etwas den Sand aufwirbelt. Sei es der Wind, du selbst oder so ein Mondtaucher.«

»Woher wusstest du, dass du hier einen Mondtaucher angeln kannst?«

»Wusste ich nicht«, antwortete Niam knapp. Dann bemerkte er, dass Artos auch diese Antwort nicht genügte und fügte hinzu: »Man kann sie mit dem Moos anlocken, aber nur bei Dunkelheit. Es ist allerdings nie sicher, ob wirklich einer kommt.«

»Und wenn dieser hier nicht gekommen wäre, was hätten wir dann gemacht?«

»Unsere Pisse getrunken und es morgen wieder versucht. Ich war aber zuversichtlich, dass wir einen fangen. Hier draußen gibt es viele Mondtaucher.«

»Na du machst mir Mut. Gibt es sonst noch irgendwelche Gefahren, von denen ich wissen sollte?«

»Hmm«, begann Niam nachdenklich. »Hier in der unmittelbaren Nähe nicht, solange du die Maske trägst und mit deinem Wasser sparsam umgehst.«

»Immerhin mal eine gute Nachricht.«

»Wir sollten uns allerdings vom Ringwall so lange wie möglich fern halten. Dort gibt es Gankroks. Außerdem haben die Berge

in der Nähe des Zuchtschattens Augen. Aber den haben wir bald weit genug hinter uns.«

»Augen?«

»Banditen. Dort leben Banditen.«

Artos erinnerte sich. »Ah ja, die durfte ich schon kennenlernen.«

Jetzt guckte Niam das erste Mal fragend.

»Ich war bei einem Konvoi auf der Silberfurt. Wir wurden überfallen, wahrscheinlich von diesen Banditen. Es war ziemlich hoffnungslos. Mir und einem Soldaten namens Pantal gelang die Flucht. Doch die Wüste zwang uns in die Knie und Pantal wurde krank. Er griff mich an und ihr habt ihn dann kurz darauf erledigt.«

»Ich hatte mich schon gewundert, was ihr dort zu suchen hattet.«

»Ich wunder mich immer noch, was ich hier zu suchen habe. Es ist noch nicht lange her, da lebte ich ein unbeschwertes Leben, konnte mich sogar einiger Annehmlichkeiten erfreuen. Doch dann stürzte plötzlich alles über mir zusammen und ich weiß bis heute noch nicht, warum.«

»Alles strebt nach Unordnung, sagt mein Vater immer. Ihr Menschen im Süden habt euch einfach nur noch nicht damit abgefunden.«

Artos lachte. »Den Eindruck habe ich mittlerweile auch.«

Die nächsten drei Tage verliefen immer gleich, waren ebenso beschwerlich wie ereignislos. Zur Duskung fingen sie Mondtaucher, unterhielten sich etwas und schliefen dann eine Weile. Ihr letzter Mondtaucher hatte kaum Wasser zu bieten, aber Artos hatte zum Glück gelernt, etwas besser mit seinem Anteil zu haushalten. Niam wurde langsam etwas gesprächiger, erzählte sogar mal von sich. Artos erfuhr, dass sie im gleichen Alter

waren, nämlich dreizehn Wenden jung, und dass er eigentlich mal Baumeister werden wollte. Der Bedarf an Baumeistern war aber sehr gering, da die Stadt am Schwarzmaar immer weniger wuchs. Daher blieb Niam nur die Arbeit als Wasserlenker, was angeblich eine sehr langweilige Aufgabe war, bei der es lediglich darum ging, das Wasser des Maars über kleine Rinnsale verschiedenen Zwecken zuzuführen. In letzter Zeit hatte er sich aber vermehrt dem Schmieden seines Gesangs gewidmet, statt dieser Arbeit nachzugehen. Im Gegenzug erzählte Artos etwas über sein Handwerk, also über verschiedene Gesteinsarten, Werkzeuge und Bearbeitungstechniken. Niam schien das alles sogar tatsächlich sehr zu interessieren.

Am vierten Tag passierten sie die Ruine eines alten, verwitterten Kastells, das schon seit Jahrhunderten aufgegeben sein musste. Artos bekam die Chance, Niam Anwendungsbeispiele seines Handwerks zu zeigen, denn auf dem Weg zum Kastell standen einige Statuen, die trotz ihrer vielen Schäden noch immer von großer Kunstfertigkeit zeugten.

»Was für Männer bilden diese Statuen ab?«, fragte Niam, nachdem er alle Erörterungen über die Bearbeitung von Marmor über sich ergehen lassen hatte.

»Ich habe ehrlich gesagt keine Ahnung. Das sind keine Helden Morgathals. Auch die Architektur des Kastells wirkt fremd auf mich. Seine Mauern und Türme sind ungewöhnlich aufwendig gestaltet. Es gibt in der Südkamm viele ähnliche dieser Kastele, aber die sind alle viel pragmatischer gebaut. Dieses hier ist irgendwie anders.«

Sie näherten sich vorsichtig den Mauern und Niam staunte nur noch. »Wie so ein gewaltiges Bauwerk wohl zerstört werden konnte?«

Artos ließ den Blick schweifen. Das Torhaus war stark beschädigt, vom Tor selbst war kaum noch was zu sehen. An einer Stelle war die Mauer eingestürzt und die Glocke, die normaler-

weise im großen Glockenturm solcher Kastelle hängt, lag halb von Sand bedeckt am Boden. »Ich fürchte, dieses Geheimnis wird die Wüste für sich behalten«, antwortete er. »Wollen wir reingehen?«

Niam schüttelte den Kopf. »Genau solche Orte lieben Gankroks.«

Zu Artos' Bedauern umgingen sie die Ruine also auf der rechten Seite. Viele Meilen später, als die Dunklung wieder nahte, machten sie endlich Rast. Die großen Dünen lagen mittlerweile weit hinter ihnen und der Untergrund war deutlich steiniger geworden. Sie setzten sich auf kleine Felsbrocken und streckten stöhnend die Beine aus.

»In ein paar Stunden erreichen wir Velors Pass«, sagte Niam. Er drehte sich nach Süden und zeigte auf das Gebirge. »Dort zwischen den Bergen muss der Pass liegen.«

Artos drehte sich ebenfalls um und kniff die Augen zusammen. »Dort, wo diese Staubwolke ist?«

»Ja, ungefähr da«, entgegnete Niam verunsichert.

»Und was ist das für eine Wolke?«

»Ich habe keine Ahnung, vielleicht ist auf dem Pass einfach viel Betrieb. Ich war noch nie dort.«

Artos runzelte die Stirn. »Hat Hatem dir eigentlich auch gesagt, was wir da tun sollen, um die falsche Fährte zu legen? Wer sichert eigentlich den Pass, wer lebt dort?«

»Laut meinem Vater wacht dort eine kleine, aber gut ausgebildete Truppe Soldaten aus Nyvil, die von Spionen deines Königs durchsetzt ist. Direkt am Eingang des Passes müssten zwei große Türme stehen. Außerdem sollte es dort auch die ein oder andere Schänke geben, wo wir uns zeigen könnten.«

»Sollte es?«

»Hast du schonmal eine Ansammlung von Soldaten ohne Schänke in der Nähe gesehen?«

»Nein«, antwortete Artos und musste schmunzeln. »Also zeigen wir uns dort kurz und kehren dann zurück auf unseren Weg nördlich des Ringwalls?«

»Richtig«, sagte Niam. »Die Nordroute ist trotz allem sicherer.«

Artos zögerte. »Gut, aber woher wissen wir, dass man uns morgen auf den Pass lässt und uns nicht einfach in Ketten legt?«, fragte er schließlich. »Die Wachen werden doch fragen, wer wir sind.«

»Das Risiko besteht natürlich«, entgegnete Niam trocken. »Allerdings sind wir hier nicht in deinem Königreich Morgathal. Solange wir nicht wie eine Horde Goblins oder Banditen aussehen, sollten die Wachen uns in Ruhe lassen. In Nyvil mischt sich nicht jeder in deine Angelegenheiten ein. Verhalt dich friedlich und ehre das Cupdo, dann geschieht dir nichts.«

»Das Cupdo?« Artos glaubte, das Wort schonmal gehört zu haben, konnte sich aber nicht erinnern, wo.

»Das ist der Kodex, nach welchem die Menschen in Nyvil leben. Sie nennen sich daher auch gern Cupdorianer.«

»Ah, ja, den Begriff habe ich schonmal gehört. In den Südländern nutzt den aber niemand, wenn man von den Menschen im Norden spricht.«

»Das wundert mich nicht.«

»Und was genau besagt dieser Kodex?«

Niam zuckte mit den Schultern. »Was genau, müsstest du einen Gelehrten vom Ambberg fragen. Es sind irgendwelche Erfahrungsberichte, aus denen Lehren und Verhaltensregeln abgeleitet werden.«

Artos' Gesichtsausdruck offenbarte eine tiefe Skepsis.

»Wie ich schon sagte, wir sind hier nicht in Morgathal. Aber nun genug der Fragerei. Wir werden schon zurecht kommen. Wir werden es müssen.« Er reichte Artos seinen Rucksack. »Iss und trink noch etwas, dann ruh dich aus. Wenn wir morgen

überstehen, schaffen wir den restlichen Weg zur Flusstadt auch noch.«

Nach dem Essen legte sich Artos sofort schlafen. Der Untergrund war wegen der vielen Steine ziemlich unbequem und im Nordosten störte das Flackern eines weit entfernten Gewitters die ersehnte Ruhe der rasch aufziehenden Dunklung. Doch nach anfänglichem Herumgewälze schlief er wegen der schieren Erschöpfung dann trotzdem zügig ein.

Niam blieb noch etwas auf und hielt Wache. Er beobachtete gefasst die letzten Sonnenstrahlen, die den Ringwall in ein schwaches Rot tauchten. Als die Sonne ganz hinter dem Mond verschwunden war, gewann schließlich das Licht der fernen Blitze die Oberhand. Es erzeugte ein Wabern aus Blau und Violett auf den nördlichen Bergflanken. Es war ein schönes, geradezu mystisches Farbenspiel, zu dem Niams Vater sicher eine tolle Geschichte eingefallen wäre.

Hatem war bekannt für seine Geschichten, nicht nur im Familienkreis. Niam hatte sich immer gefragt, woher sein Vater all diese vielen Geschichten kannte, die in ihrer Fülle für drei Leben gereicht hätten. Doch auf Nachfragen hielt sich Hatem stets bedeckt. Seine Mutter hatte ihm mal erzählt, dass Hatem nach seiner Rückkehr von der Gankrokjagd im Norden viele Albträume hatte, oft sogar mitten am Tag. Diese Träume seien teils so real und greifbar gewesen, dass er sie nicht selten für bare Münze nahm. Ein paar Mal sei er sogar zu Mitgliedern des Bundes gelaufen, um sie vor irgendetwas zu warnen. Bei den meisten stieß er aber nicht auf offene Ohren.

Niam vermutete, dass die vielen Geschichten seines Vaters aus Fragmenten seiner Träume zusammengesetzt waren. Vielleicht gelang es ihm so besser, die Träume zu verarbeiten – oder sie zumindest für etwas Gutes zu gebrauchen. Als er ein Junge war, genöß er es nämlich immer sehr, den fantastischen Erzählungen seines Vaters zu lauschen. Sie waren eine schöne

Abwechslung zu dem ansonsten eher tristen und isolierten Leben am Schwarzmaar.

Da Niam gerade eh nichts besseres zu tun hatte, ging er einige der Erzählungen im Kopf nochmal durch. Da war die Geschichte aus dem Reich unter dem schwarzen Gebirge, wo das Silber mit dem Schweiß der Steinklopfer um die Wette floss und trotz des Reichtums Neid und Misstrauen die Geschicke lenkten. Oder die aus der Stadt der großen Türme, wo die Dunkelung den halben Tag lang währte und der König mit der Finsternis einen Pakt schloss, um seine Macht um jeden Preis zu sichern. Beide Geschichten endeten genau so, wie man es erwartete: Im Verderben. Doch ging es schließlich eher um das, was man daraus lernen konnte. So war es auch bei Niams Lieblingsgeschichte: Der vom Mann in den Flammen, der sich gänzlich aufgab und so dem Tod trotzte. »Was bei ihm das Feuer war, ist bei uns der Sand. Du musst dich dem Sand hingeben, dann schützt er dich«, sagte Hatem stets. Niam hatte nie ganz verstanden, wie das gehen sollte, ohne an Dünenbrand zu sterben, doch die Idee, eins mit den Elementen zu werden, faszinierte ihn trotzdem.

Der Mond gab die Sonne langsam wieder frei und der Schein der roten Sichel zögerte keine Sekunde, sich die Herrschaft über das Licht in den Bergen zurückzuerobern. Das Blau und Violett der Blitze versiegte und ein neuer Tag brach an. Da Artos Schlaf dringend nötig hatte, beschloss Niam, ihn noch nicht zu wecken, sondern die Zeit zu nutzen, um in Gedanken noch etwas bei seiner Familie zu verweilen. Er fragte sich, wie es seinem Sohn wohl ginge und ob er endlich durchschlafen würde. Der Kleine war ein absoluter Quälgeist, immer hungrig und übermüdet. Doch er war froh, ihn überhaupt zu haben. Die Heilerin in Elbin sprach gar von einem Wunder, da Elissa damals eigentlich viel zu kränklich schien, um ein Kind zu empfangen. Doch die alte

Frau wusste halt auch nichts von Elissas Willenskraft. Davon wusste nur er, und das teils mehr als ihm lieb war.

Für eine ganze Weile schwelgte Niam noch in schönen Erinnerungen an seine Frau, doch dann war es Zeit, die Reise fortzusetzen. »Wach auf, wir sollten los«, rief er laut und kämpfte sich auf die Beine.

Artos schrak hoch. Er sah furchtbar verschlafen und misstrauisch aus. »Was?«, sagte er verwirrt.

»Wir sollten los«, wiederholte Niam. »Die Sonne ist schon etwas länger zurück, aber ich wollte dich nicht früher wecken. Hast so tief geschlafen.«

Mühsam rappelte sich Artos auf. »Ich geh kurz pinkeln, dann können wir los.«

Kurz darauf liefen sie gemeinsam Richtung Süden, genau auf den Ringwall zu.

»Von der Staubwolke ist nichts mehr zu sehen«, bemerkte Artos, als er die Müdigkeit etwas abgeschüttelt hatte. »Denkst du, das ist gut?«

»Ich denke, das werden wir schon bald wissen.«

Misstrauisch rollte Artos mit den Augen. »Einmal eine brauchbare Antwort wäre schön«, dachte er gereizt. Doch er musste sich auch eingestehen, dass die aufkommende Nervosität ihn dünnhäutig werden ließ. Also sparte er sich eine Erwiderung lieber. Stattdessen fragte er: »Hast du auch etwas geschlafen?«

»Ich glaube nicht. Das ist aber auch keine Gegend, in der man ohne Wachen schlafen sollte. Ein paar Wegstunden nördlich von hier liegt die verlorene Stadt. Verfluchte Gegend. Will gar nicht wissen, was da alles haust.«

»Das ist gut zu wissen«, erwiderte Artos pikiert.

»Hätte ich dir das vorher gesagt, hättest du kein Auge zu gemacht.«

»Hätte ich wegen der Blitze fast eh nicht.«

»Die müssen dich aber nicht beunruhigen. Die Trockengewitter über der Schwarzsandebene sind 200 Meilen entfernt. Und auch wenn die sich in letzter Zeit zunehmend ausbreiten, ist das noch immer weit genug weg. Aber nun komm, lass uns den Pass erkunden.«

DER VERLASSENE PASS

Der Eingang zum Pass war mittlerweile in Sichtweite. Er war links und rechts von zwei grauen Wachtürmen flankiert, die sich deutlich vom Hintergrund absetzten. Der Pass selbst musste sicher eine Meile breit sein und zog sich augenscheinlich in gerader Linie durch die Berge des Ringwalls. Obwohl sie schon so nah waren, dass sie selbst die Zinnen der Türme erkannten, konnten sie noch keine Wachen ausmachen.

»Ist merkwürdig ruhig hier, oder?«, fragte Artos unsicher.
»Auf einem so wichtigen Pass hätte ich mehr erwartet.«

»Das ist tatsächlich etwas merkwürdig. Vielleicht sind die Soldaten in den Türmen; groß genug wären sie.«

Je näher sie kamen, desto mehr wuchs ihre Anspannung. Noch immer war keine Menschenseele zu sehen, dafür zeigten sich nun aber viele kleine Fußspuren im sandigen Boden. Nach etwa hundert weiteren Schritten teilten sich die Spuren dann in zwei Richtungen.

»Die Fährten führen zu den beiden Türmen«, bemerkte Artos und blieb stehen.

»Kannst du schnell rennen?«, fragte Niam unvermittelt.

»Nicht besonders.«

»Dann solltest du hier bleiben, während ich die Türme prüfe.«

»Würdest du mir bitte sagen, was hier los ist?«, fragte Artos aufgeregt.

»Das sind Spuren von Goblins. Die rennen etwas langsamer als wir Menschen, dafür aber ausdauernder. Wenn du welche kommen siehst, lauf in die Berge und versteck dich. Nicht in die Wüste zurück, hörst du? Da kriegen sie dich.«

Ehe Artos etwas erwidern konnte, war sein Gefährte schon auf dem Weg zu einem der Türme. Beide Türme waren von seiner Position vielleicht siebenhundert Schritte entfernt, einer westlich, einer östlich. Niam lief zu dem im Westen.

Nervös ging Artos in die Hocke und versuchte beide Türme im Auge zu behalten. Noch immer war nichts zu sehen. Niam näherte sich währenddessen zügig seinem Ziel. Er war nur noch als kleine Gestalt zu erkennen und musste dem Turm schon sehr nah sein. Gleich würde er in dessen Schatten verschwinden. Artos blieb das Herz vor Aufregung fast stehen, als der Umriss seines Gefährten nur einen Wimpernschlag später tatsächlich dem Sonnenschein entfloh.

Nun hieß es abwarten und hoffen. Die Zeit verstrich elend langsam und trotz aller Geduld wollte Niam einfach nicht wieder auftauchen. »Komm schon«, flehte Artos innerlich. »Komm zurück ins Licht!« Doch nichts passierte.

Irgendwann hatte er genug gewartet, hielt es nicht mehr aus. Ängstlich sprang er auf, hielt dann aber abrupt inne und blinzelte angestrengt. Da war eine Bewegung beim Turm. Eine Gestalt löste sich aus dem Schatten und lief nach Osten, genau auf den anderen Turm zu. »Verflucht seist du«, dachte Artos halb verärgert, halb erleichtert. »Was hat da solange gedauert?« Schnellen Schrittes brachte Niam die knapp tausend Schritte hinter sich und betrat den anderen Turm. Diesmal dauerte es nicht so lange. Nur einen Moment später erschien er wieder und winkte mit beiden Armen. Artos verstand und setzte sich in Bewegung.

»Niemand da«, sagte Niam, als sein Begleiter ihn erreichte. »Die Spuren führen von den Türmen weg, direkt auf den Pass. Drinnen wurde offenbar alles stehen und liegen gelassen.«

»Was hat beim ersten Turm so lange gedauert? Ich dachte schon, ich müsse dich retten kommen.«

Niam lachte. »Du mich retten? Der Tag ist hoffentlich noch fern. Ich habe unsere Vorräte aufgefüllt.« Er nahm seinen Rucksack ab und holte einen großen ledernen Trinkbeutel sowie zwei Bündel Leinentücher heraus. Die Tücher entpuppten sich beim Auswickeln als lange Gewänder, die zwei Laibe Brot verbargen.

»Brot!«, rief Artos begeistert. »Welch ein Segen.« Er nahm einen halben Laib entgegen und begann sofort zu essen. Als er fertig war, griff er nach dem Trinkbeutel und nahm einen großen Schluck. »Ist ja widerlich«, sprudelte es aus ihm heraus. »Ist das wirklich Wasser?«

»Ja, Brunnenwasser, nehme ich an. Hier angelt man keine Mondtaucher.«

»Wofür sind die Gewänder?«, fragte Artos, nachdem er widerwillig noch einen Mund voll getrunken hatte.

»Die ziehen wir über, um weniger aufzufallen. Unsere Kleidung vom Schwarzmaar ist zu ungewöhnlich für diese Gegend. Die Menschen hier tragen Stoff und Leder, manche sogar etwas Kupfer oder Eisen.«

»Aber war nicht der Plan, hier aufzufallen?«

»Ja, hier, und dann wieder schnell in die Wüste. Aber wie du siehst, können wir hier niemandem auffallen. Wir müssen Velors Pass nehmen, und ich weiß nicht, wie tief es uns nach Nyvil zieht.«

»Verstehe. Wäre auch zu schön gewesen, es mal einfach zu haben. Gib schon her!«

Sie zogen sich die Gewänder über und begaben sich dann auf den Pfad nach Süden. Tatsächlich kamen sie nach nur wenigen hundert Schritten an einer Schänke vorbei, die zur Hälfte im

Licht und zur Hälfte im Schatten stand. Sie wirkte sehr provisorisch, war aus alten Fässern und Brettern zusammengezimmert. Doch immerhin gab es ein paar verwaiste Sitzplätze, welche trotz ihrer Schlichtheit auf jeden Reisenden überaus einladend wirkten. »Zu schade!«, dachte Artos enttäuscht und folgte Niam in den Schatten.

»Wir sollten uns nah an den Felsen halten. Hier im Schatten sieht man uns schlechter«, sprach Niam leise.

»Ja, außerdem verglühe ich hier nicht!«

»Wenn wir auf Goblins stoßen, wirst du dich noch in die Wüste zurück wünschen«, erwiderte Niam. »Ich hoffe, wir sehen sie, bevor sie uns sehen.«

»Hast du denn schonmal Goblins gesehen?«, fragte Artos. Er wusste nicht viel über diese Geschöpfe. Nur, dass sie sich selbst Skuhuks nannten, groß wie Kinder waren und den Tod nicht fürchteten.

»Nur vertrocknete Leiber. Verdurstet in den Dünen.«

»Und wie sehen sie aus?«

»Beige Haut, klein und entstellt. Spitze Zähne, fast wie künstlich gefeilt. Tragen Rüstungen aus Holz, was meinem Gesang sehr zu Gute kam.«

»Ich hab mal gehört, sie seien grünhäutig?«

Niam zuckte mit den Schultern. »Nicht die, die ich gefunden habe. Aber lass uns jetzt lieber schweigen, unsere Stimmen hallen zu laut durchs Gebirge.«

Sie liefen weiter, vorbei an verlassenen Zelten, einem kleinen Brunnen und einigen leeren Waffenständern. Auch sahen sie eine große, leere, eiserne Schale, die schwarz vor Ruß war und etwas deplatziert in dieser Umgebung schien.

Nach weiteren drei Meilen verengte sich der Pass vor ihnen auf ungefähr zweihundert Schritte. Zwar boten die steilen Hänge auf beiden Seiten kleine Trampelpfade, die etwas oberhalb des

Passes verliefen, aber diese wirkten unwegsam und gefährlich. Der untere Teil war hingegen schattig und schwer einzuschätzen.

»Guter Ort für einen Hinterhalt«, flüsterte Artos.

Niam nickte und festigte den Griff um seinen Speer.

Vorsichtig näherten sie sich der Verengung. Die Sonnenstrahlen erreichten den Boden nicht mehr, weswegen alles etwas schummrig wirkte. Die ersten hundert Schritte verliefen ereignislos, doch dann hielt Niam unvermittelt an und senkte die Spitze seines Gesangs vorsichtig auf den Boden. Dort im Staub lag ein toter Goblin, die Brust durchbohrt von einem Pfeil. Seine Augen waren rot unterlaufen und das hässliche Gesicht sah leidgeplagt aus. Er musste kürzlich erst an seinem Blut erstickt sein.

Als Niam den Blick wieder hob, sah er die anderen. In etwas Entfernung, über den ganzen Weg verteilt, lagen die kleinen Körper abgeschlachteter Skuhuks. Einige trugen leichte Rüstungen aus Holz, andere nur etwas Stoff. Ihre Waffen waren größtenteils schlecht geschmiedete Äxte, mit Nägeln gespickte Keulen oder erbeutete Messer und Dolche.

»Man könnte fast Mitleid haben«, sagte Artos schockiert. »Die hatten keine Chance.«

»Ich wüsste gern, wo die Schützen jetzt sind. Auf den Hängen entdeckte ich niemanden mehr.«

»Ich fürchte, das finden wir früh genug heraus. Hoffentlich wissen die uns von Goblins zu unterscheiden.«

Ihnen blieb nichts anderes übrig, als den Weg fortzusetzen. Vorsichtig wichen sie den Leichen aus und blickten stets wachsam die Hänge zu ihren Flanken hinauf. Als der Pass schließlich wieder breiter wurde, entdeckten sie auf der rechten Seite in etwas Entfernung eine Gruppe menschlicher Soldaten, die im Kreis vor einer Felsspalte standen. Es mussten dreißig bis vierzig Männer sein. Sie wirkten gut ausgestattet, wenngleich sie metallene Rüstungen oder Helme vermissen ließen.

»Das muss die Wachmannschaft der Türme sein«, murmelte Niam leise. »Wir sollten zu ihnen gehen. Wenn wir uns vorbeischieben, machen wir uns nur verdächtig.«

So selbstbewusst wie möglich, als sei es die normalste Sache der Welt, schlenderten Niam und Artos auf die Männer zu. Obwohl die Soldaten mit dem Rücken zu ihnen standen, wurden sie früh bemerkt. Beachtung schenkte man ihnen aber nicht. Sie hielten neben einem älteren Mann, der etwas abseits der Gruppe stand.

»Was ist denn hier passiert?«, fragte Niam interessiert.

Der Mann würdigte sie keines Blickes, doch antwortete nach kurzem Zögern: »Goblinangriff. Wir mussten improvisieren.«

»Mit Erfolg, wie ich sehe. Doch warum improvisieren?«

»Ist der dritte Angriff seit dem Windwechsel. Uns ist der Teer ausgegangen, konnten kein Rauchzeichen geben.«

Niam erinnerte sich an die ausgebrannte Eisenschale. »Mangels Verstärkung also in den Hinterhalt gelockt?«

»Richtig.«

»Was hat es mit der Felsspalte auf sich?«, platzte es aus Artos.

»Eines der dreckigen Biester ist da hinein geflohen und kauert in einem toten Winkel. Ist zu eng für Menschen.«

Niam ging etwas näher und hörte fremdartige Laute aus der Spalte hallen. Es klang wie das Kratzen von Metall auf Schiefer. »Krsz-Tak aztur Sturmz.«

»Fern der Heimat?«, fragte plötzlich einer der Männer, der in einer dicken Lederrüstung steckte und ein großes, abgenutztes Breitschwert trug. Er sah Niam direkt in die Augen und ließ seinen Blick dann über das Gewand und den Gesang schweifen. »Darf ich?«, sagte er unerwartet und hob sein Schwert. Er schob mit der Klinge Niams Ärmel hoch und entblößte das eingebrannte Lied am Oberarm. Dann nickte er und ließ sein Schwert sinken. »Wir kommen hier schon zurecht, ihr könnt euren Weg zur Trift fortsetzen. Die Passage ist wieder sicher.«

Niam zögerte, doch dann hob der Mann erneut sein Schwert und wies unmissverständlich nach Süden. »Mit Hoffnung im Herzen«, sagte er zum Abschied und kehrte dann zu Artos zurück.

»Haben wir uns genug gezeigt, können wir zurück in die Wüste?«, flüsterte dieser aufgeregt.

»Hast du den Eindruck, man hätte dich wahrgenommen?«, erwiderte Niam leise.

»Bisher nicht ...«

»Du kannst dich gern vor die Felsspalte stellen und eine Vorstellungsrunde machen.«

Artos runzelte die Stirn. »Ich dachte, du scherzt nie?«

Niam grinste hämisch. »Fast nie. Hier ist mir das jedenfalls zu gefährlich, und es fehlt die passende Gelegenheit.«

»Also weiter nach Süden?«

»Ja, wir finden im Pass hoffentlich ein paar kleine Siedlungen. Da können wir uns etwas aufhalten und dann wieder nach Norden zurück.«

Also ging es weiter südwärts. Meile um Meile verstrich, ohne, dass sie eine Siedlung fanden. Lediglich ein mit Teer beladener Karren kam ihnen entgegen. Doch die vier Schieber beachteten sie kaum. Ansonsten war keine Menschenseele zu sehen, was ihnen angesichts der Größe dieses Passes und der bereits zurückgelegten Entfernung immer verdächtiger erschien – zumal im Sand durchaus reichlich Spuren von Menschen zu erkennen waren. Auch ein paar ausgebrannte Feuerstellen sowie einige Abfälle waren am Wegesrand zu sehen.

Irgendwann zog die Dunklung auf und sie beschlossen, auf einem mannshohen Felsbrocken zu rasten. Sie kletterten mit der Hoffnung hinauf, in der Finsternis vielleicht einige Feuer zu entdecken, die auf Menschen hinwiesen. Und tatsächlich, am südlichen Horizont fanden sie welche, wenn auch nur wenige.

»Wie weit sind wir wohl gelaufen?«, fragte Artos.

»Weiter als wir wollten, fürchte ich.«

»Wo die ganzen Menschen wohl hin sind? Vielleicht sind sie wegen der Goblins alle nach Süden geflohen?«

»Könnte schon sein. Nach der Dunklung werden wir aber sicher welche finden, die Feuer sind kaum drei Meilen entfernt.« Niam griff nach seinem Rucksack, händigte Artos Wasser und Fleisch aus und legte sich dann auf die Seite, um etwas zu schlafen. »Ich brauche etwas Schlaf. Würde ich dir auch empfehlen.«

Als sie wieder erwachten, waren sie nicht mehr allein. Im Lichte des neuen Tages tummelten sich einige Dutzend ärmlich wirkender Gestalten. Die meisten von ihnen liefen nordwärts, doch einige lungerten offenbar auch einfach nur herum. Artos bemerkte sie zuerst und weckte Niam mit einem Tritt sehr unfreundlich auf.

»Was ist denn?«, fragte er grantig.

»Wir werden beobachtet!«

Niam richtete sich auf und blickte sich um. »Hm.«

»Hm?«

»Hm, so hatte ich mir das hier eigentlich immer vorgestellt.«

»Die starren uns alle an«, flüsterte Artos leise und nickte hinüber zu einer Gruppe von Leuten, die in etwas Entfernung an einer Felswand saßen. Er erkannte vier Männer, zwei Frauen und ein Kind.

»Die fragen sich sicher nur, warum wir auf diesem Brocken liegen. Lass uns gucken, ob wir irgendwo etwas sauberes Wasser finden.«

»Gute Idee, mir schmerzt der Bauch schon von diesem widerlichen Wasser, das du im Turm gefunden hast.«

Sie kletterten vorsichtig von ihrem Felsen, zogen sich die Gewänder zurecht und liefen nach Süden. Dabei wurden sie keinen Moment aus den Augen gelassen.

Als sie die Gruppe passierten, löste sich das Kind von einem der Männer und lief zu ihnen herüber. Zwei Schritte entfernt hielt es an und betrachtete sie aufmerksam. »Ihr habt eine lange Reise hinter euch, nicht wahr?«

Artos war zu irritiert, um zu antworten, und Niam musterte das Kind erstmal ausführlich. Es war ein dürres Mädchen. Sie hatte verfilztes, schmutziges, blondes Haar, das ihr bis zu den Schultern reichte und ihre Ohren verdeckte. Ihre Augen waren ungewöhnlich groß, von hellbrauner Farbe und wirkten ziemlich aufgeweckt. Sie reichte Niam ungefähr bis zum Bauch und konnte somit nicht älter als fünf oder sechs Wenden sein. Ihr Gesicht wirkte allerdings nicht sehr kindlich, sondern eher streng und vom Leben gezeichnet.

»Sprecht ihr Mittenluft?«, fragte sie.

»Ja, tun wir«, antwortete Niam. »Können wir dir irgendwie helfen?«

»Mir war nur langweilig und ihr seht interessant aus. Was ist das für ein komischer Speer?«

»Hast du denn auch einen Namen?«, fragte Artos freundlich.

»Ja, jeder hat doch einen Namen«, antwortete das Mädchen grinsend. »Du siehst übrigens etwas blass im Gesicht aus, geht es dir gut?«

»Mir geht es gut«, log Artos und bemerkte, dass das Kind den Blick schon wieder auf Niams Speer gerichtet hatte. »Würdest du mir deinen Namen auch verraten?«, fragte er, um abzulenken.

»Ich heiße Anji, und du?«

Artos schaute unsicher zu seinem Begleiter, doch dieser nickte auffordernd. »Ich bin Artos«, sagte er schließlich. »Freut mich, dich kennenzulernen. Mein Freund hier heißt übrigens Niam.«

»Artos ist ein schöner Name«, antwortete Anji etwas überrascht. »Aber Niam natürlich auch!«

»Wie alt bist du denn, Anji?«, wollte Artos wissen.

Das Mädchen runzelte die Stirn. »Das ist aber eine merkwürdige Frage. Ich weiß es nicht genau, spielt das eine Rolle?«

»Kannst du uns sagen, wo die ganzen Menschen gestern waren?«, fragte Niam geradeheraus.

»Ihr müsst wirklich eine lange Reise hinter euch haben«, entgegnete Anji verschmitzt. »Da habt ihr was verpasst, glaubt mir! Die Gelehrten vom Ambherg waren in der Trift zu Besuch!« Erwartungsvoll blickte sie zu den beiden Männern auf, doch diese teilten ihre Begeisterung nicht. »Versteht ihr nicht? Diese Wende wurde jemand von uns ausgewählt, das Cupdo zu ergänzen. Dieses Ereignis wollte sich natürlich niemand entgehen lassen.«

»Achso!«, riefen Artos und Niam gleichzeitig. Doch so richtig überzeugend wirkte das offenbar nicht, denn Anji beäugte sie skeptisch.

»Und was machst du hier am Pass?«, fragte Niam, um das Thema zu wechseln.

»Dies und das. In der Trift ist es voll und langweilig. Hier ist es viel spannender!«

»Nett von deinen Eltern, mit dir hier extra herzukommen«, entgegnete Artos mit Blick auf die Gruppe zerlumpter Menschen, die sich noch immer nicht gerührt hatte.

Das Mädchen runzelte die Stirn. »Die sind nicht meine Eltern. Nur Freunde.«

»Machen deine Eltern sich denn dann keine Sorgen?«

»Tote machen sich keine Sorgen.«

»Oh ...«, begann Artos und stockte. Er wirkte sichtlich beschämt, diese Frage gestellt zu haben, und blickte Niam hilfesuchend an.

»Tapfer, so jung schon dem Cupdo zu folgen«, sagte dieser.

Anji nickte und blickte dann wieder zu Artos. »Bist du sicher, dass du in Ordnung bist?«

Artos antwortete nicht, sondern übergab sich urplötzlich direkt vor die Füße des Mädchens. Dieses sprang flink einen Schritt zurück und stieß ein lautes »Ihh« aus.

»Er hat etwas zu viel Sonne abbekommen«, beteuerte Niam. »Der wird schon wieder.«

Vorsichtig näherte sich Anji wieder und betrachtete das Erbrochene. »Eher irgendetwas nicht vertragen. Ihr solltet zum Heiler. In der Trift gibt es einige, die wissen, was zu tun ist.«

»Danke für den Hinweis, aber wir kommen klar«, sprach Niam unsicher.

Derweil übergab sich Artos noch einmal. Er zitterte nun am ganzen Leib und schien trotz der angenehmen Hitze zu frieren. »Wird ... wieder«, keuchte er. »Tut mir leid.«

»Nicht, wenn du keinen Kräutersud bekommst. Ich weiß, was sonst passiert. Hab's gesehen. Wirklich unschön!«

Ein Mann aus der Gruppe erhob sich, doch Anji winkte ab und so setzte er sich wieder.

Niam betrachtete derweil seinen Gefährten argwöhnisch. »Sieht wirklich nicht gut aus«, dachte er verunsichert.

Wieder übergab sich Artos, diesmal entfloh ihm aber kaum noch etwas. Anji schüttelte den Kopf und sagte: »Folgt mir, ich bringe euch zu einem erfahrenen Heiler! Wenn wir noch länger warten, wirst du deinen Freund tragen müssen.«

Artos hielt sich nun den Bauch und krümmte sich vor Schmerzen. Er war aschfahl und sah verängstigt aus. Ihnen blieb nicht anderes übrig, als dem Kind zu folgen.

GARNISON IM ZWIELICHT

»Der Nächste!«, rief der Offizier am Anfang der Schlange. »Name?«

»Rupta, Herr.«

»Rang?«

»Altgedient, vier Hiebe, Herr.«

Der Offizier notierte etwas auf einer Liste. »Zur Silberfurt-Eskorte. Nächster Einsatz in drei Tagen. Vorher zwei Tage Kampfübungen.«

»Jawohl, Herr.« Der alte Soldat schulterte sein Gepäck und lief zu den steinernen Kasernen im Schatten.

»Nächster!«

»Toben, Herr.«

»Hab ich dich was gefragt?«

»Nein, Herr.«

»Name?«

»... Toben.«

Der Offizier musterte Toben von oben bis unten. »Rang?«

»Erstsoldat, kein Hieb ... Herr.«

»In Brechschleifen warst du aber nicht, oder?«

»Doch, Herr.«

Wieder musterte der Offizier ihn. »Und was ist seitdem passiert? Gab es eine Hungersnot im Süden?«

Toben wusste nicht, was er erwidern sollte.

»Schon gut. Silberfurt-Eskorte. Übernächster Einsatz. Morgen Kampfübungen.«

»Jawohl, Herr.«

»Bald schicken die uns noch Kinder . . .«, murmelte der Offizier und notierte sich etwas. »Der Nächste!«

Erleichtert verließ Toben die Schlange wartender Neuzugänge und schlenderte gedankenverloren Richtung Westen. Die Kampfübungen machten ihm Sorgen. Er hatte keine Ahnung, wie er dabei gegen erfahrene Soldaten bestehen sollte. Seine Tarnung würde garantiert aufliegen.

Nach etwa dreißig Schritten stoppte Toben überrascht und betrachtete das Elend vor sich: Einfache Bretterbuden und löchrige Zelte im prallen Sonnenschein. Er erinnerte sich, dass dies das Lager der Männer aus Nyvil sein musste, die hier im Karrmal ebenfalls zu dienen hatten. Verwirrt drehte er sich um und lief stattdessen nach Osten.

»Verlaufen, Junge?«, rief plötzlich jemand hinter ihm.

Toben zuckte vor Schreck zusammen, drehte sich vorsichtig um und schaute dann in die eingefallenen Augen eines hageren Mannes. Der Fremde trug nur einige Lumpen am Leib, dazu ein Paar ziemlich verschlissene Lederstiefel sowie hölzerne Arm- und Beinschienen. Sein Gesicht und seine Haare waren vom Staub verdreckt, doch die Haut darunter war ohnehin alles andere als hell. Auf seiner Stirn prangte eine merkwürdige Narbe in Form eines Kreises.

»Stehst etwas zwischen den Welten, hab ich Recht? Könntest glatt einer von uns sein, kleiner . . . Soldat.«

»Ich war nur in Gedanken, ist mein erster Tag hier«, antwortete Toben unsicher.

»Der erste Tag ist immer scheiße. Aber soll ich dir was verraten? Die anderen Tage sind es auch!«

»Hatte ich irgendwie geahnt«, sagte Toben mit einem aufgesetzten Lächeln und drehte sich wieder zum Gehen.

»Wohin so schnell? Wollte mich gerade vorstellen.«

Toben zögerte, setzte seinen Weg dann aber unbeirrt fort.

»Na dann, bis bald, Kamerad!«, rief der Fremde noch amüsiert hinterher.

Schnellen Schrittes eilte Toben auf die Morgathaler Seite der Garnison zu. Diese Garnison – Karrmal genannt – bestand aus zwei Seiten. Östlich, im Halbschatten eines großen Berges des Trers, lagen prächtige Kasernen aus dickem Sandstein. Dort waren die Soldaten der Südkamm untergebracht. Im Westen, wo die Sonne schon wieder ihre volle Kraft entfaltete, lag ein sehr provisorisch wirkendes Lager voller Kämpfer aus Nyvil. Auffällig war, dass diese Männer hier in der Garnison keine echten Waffen trugen, sondern mit Holzschwertern und stumpfen Pfeilen übten.

Als er die erste Kaserne erreichte, blieb er fragend stehen und betrachtete ein Schild am Eingang. »Zählung 1 von 12« stand dort. Interessiert betrachtete er das Gebäude, das etwa sechzig Schritte lang und zehn Schritte breit war. Für eine Kaserne hatte es ungewöhnlich gut gearbeitete Reliefe unter der Traufe des Daches. Die Reliefe zeigten nackte Menschen, die vor einigen Rittern auf den Knien lagen. »Komische Art der Ehrerbietung«, dachte Toben.

»Neu hier? Wo hat man dich eingeteilt?«, fragte jemand.

Toben wendete den Blick wieder in die Horizontale und bemerkte den jungen Soldaten, der fragendem Blickes vor ihm stand. »Oh, bin Silberfurt-Eskorte. Also bei der Eskorte bin ich, meine ich.«

»Dann bist du hier falsch. Die Betten in den zwölf Kasernen der Zählung sind fest zugeteilt. Such dir ein Bett in einer der Kasernen hinten an der Mauer.«

»Sehr gern. Danke für die Hilfe.«

»Nicht dafür ...«, sagte der Soldat zögerlich.

Es dauerte eine ganze Weile, die hinteren Kasernen zu erreichen. Die ersten beiden waren voll belegt, aber in der Dritten war noch einiges frei. Toben schob sich an ein paar Soldaten vorbei und legte sein Gepäck dann auf ein Bett in der Ecke.

»Das ist belegt!«, sagte ein alter, rüstiger Soldat und warf Tobens Sachen auf ein anderes Bett.

»Entschuldige«, erwiderte Toben vorsichtig. »Das wusste ich nicht.«

»Nimm ihm das nicht übel«, rief ein anderer Mann, der etwas freundlicher aussah. »Unser Borxul ist immer *etwas* übellaunig. Kannst neben mir liegen.«

Dankbar verlegte Toben seine Habe neben den Mann. »Warum sind die Betten hier eigentlich nicht fest zugeteilt, wie in den anderen Gebäuden am Anfang?«

»Weil hier immer genug frei wird«, erwiderte der Mann. »Ich heiße übrigens Sebb. Und du?«

»A... Toben ist mein Name. Freut mich.«

»Atoben?«

»Nur Toben. Ich war nur überrascht. Mir hat sich hier bisher niemand vorgestellt.«

»Ja, die Männer hier an der Mauer sind eher schweigsam. Richtig kennen lernt man sich erst auf der Eskorte.«

»Warst du schonmal auf einer Eskorte?«, fragte Toben vorsichtig.

»Ja, bin heute erst zurück gekommen. War meine Vierte. Ging zum Glück wieder alles gut.«

»Wie ist das so, ich meine, wie läuft so eine Eskorte ab?«

»Jeden Tag nach der Dunklung bricht ein Trupp von fünfzig Mann nach Dourstedt auf, um einen Konvoi mit Waren hier nach Karrmal zu begleiten. Wenn du zurück kommst, wird dein Name wieder vermerkt und hast du zehn Tage Pause. Beim ersten Mal wird dir ein Tag genannt, so füllen sie die einzelnen Trupps nach Bedarf mit Neuankömmlingen auf.«

Toben runzelte die Stirn. »Nach Bedarf?«, fragte er.

»Ja, ab und zu verschwinden welche von uns, oder werden verletzt. Ist ein gefährlicher Weg, liegt alles im Dunkeln.«

»Und was macht man hier in den zehn freien Tagen?«

»Essen, Üben, Essen, Üben«, erwiderte Sebb. »In der Mitte der Garnison, zwischen den Lagern, sind die Übungsplätze und die Essensausgaben. Essen bekommt nur, wer seine Übungseinheiten absolviert hat. Hier hinten in den Kasernen sind wir eigentlich nur kurz vor der Dunklung, um etwas zu schlafen.«

»Ja, genau!«, rief eine grimmige Stimme. »Und vielleicht haltet ihr nun endlich mal die Fresse, denn ich würde gerne schlafen!«

»Schon gut, Borxul! Krieg dich wieder ein!«, rief Sebb zurück. »Er muss morgen wieder auf die Eskorte«, sagte er an Toben gewandt. »Hoffentlich verpennt er nicht wieder. Letztes Mal haben sie alle Kasernen durchsucht und ihn dann schnarchend hier in der Ecke gefunden. Willst nicht wissen, was sie mit ihm gemacht haben.«

»Danke für die kurze Einführung«, sagte Toben dankbar. »Ich werde mich dann auch etwas hinlegen. War eine lange Reise.«

»Mach nur. Ich leg mich auch gleich weg.«

Die Dunklung zog rasch auf und in der Kaserne wurde es ruhiger. Nur das laute Schnarchen Borxuls durchbrach hin und wieder die Stille. Toben konnte nicht schlafen. Zu sehr plagte ihn die Angst vor der Kampfübung, die ihn morgen entlarven würde. Er überlegte, ob er das Karrmal irgendwie verlassen könnte, doch erinnerte sich an die dicken Mauern und die vielen Wachen. Man würde ihn sicher erwischen. Auch fragte er sich, ob er wohl vermisst würde, wenn er einfach nicht zur Übung ging. Doch sein knurrender Magen erinnerte ihn daran, dass er dann auch nichts zu essen bekam.

Erstes Tageslicht fiel durch die schmalen Fenster der Kaserne. Toben hatte die ganze Dunklung lang kein Auge zugemacht. Langsam erhoben sich einige der Soldaten, griffen nach ihren

Waffen und Rüstungen und verließen das Gebäude. Auch Sebb war schon auf den Beinen.

»Wo bekomme ich Schwert und Rüstung her?«, fragte Toben ihn leise.

»Wird dir beim ersten Übungskampf fest zugeteilt.«

Toben nickte und begann, sein Bett zu machen.

»Borxul, du fauler Hund, steht auf, oder willst du wieder die Peitsche spüren?«, rief Sebb laut.

Von Borxul war nur ein Stöhnen zu vernehmen.

Sebb schüttelte entgeistert den Kopf. »Was ein Idiot«, murmelte er. »Kannst du ihn bitte ordentlich wecken, Toben? Ich muss los, dann schaffe ich es noch zur ersten Übungsrunde und bekomme hoffentlich was vom frischen Essen.«

»Mache ich ...«, entgegnete Toben unsicher. Die Aussicht, diesen Griesgram zu wecken, entzückte ihn nicht gerade.

»Danke. Dann bis später«, sagte Sebb und verließ die Kaserne.

Der Raum leerte sich immer mehr und Toben war bald mit dem schnarchenden Borxul alleine. Er ging hinüber und betrachtete den Mann. Die Spuren der Zeit waren deutlich an ihm zu erkennen. »Kaum verwunderlich, dass er das Aufstehen leid ist«, dachte er. Sein Blick wanderte zum Fußende des Bettes. Dort lagen ein Helm mit Naseneisen, metallene Arm- und Beinschienen sowie ein blauer, ziemlich ramponierter Waffenrock. An der Wand hinter dem Kopfende lehnte hingegen ein Schwert, das in einer ledernen Scheide steckte.

Nachdenklich verweilte Toben an dem Bett, bis ihn ein lautes Schnarchen aufschreckte und einer Eingebung folgen ließ. Er griff nach dem Schwert und band es sich vorsichtig um. Danach legte er ganz leise die Arm- und Beinschienen an und stülpte sich langsam den Waffenrock über. Bei all diesen Bewegungen behielt er den schlafenden Borxul stets im Auge. Zum Schluss griff er bedächtig nach dem Helm, wobei das Leder seines Schwertgurtes knarschte.

»Kann ich dir irgendwie helfen?«, knurrte eine grimmige Stimme plötzlich.

Toben wäre vor Schreck fast gestorben. Er blickte runter auf den alten Mann, der die Augen noch immer geschlossen hielt und trotzdem einen verärgerten Gesichtsausdruck zu Stande brachte. »Ich sollte dich wecken«, stammelte er, hob den Helm in die Höhe, stieß in Gedanken ein »Verzeihung« aus und ließ den Helm dann wie einen seiner Hämmer zielsicher auf den Kopf des Mannes niederrauschen. Es schepperte und das Schnarchen verstummte. »Hoffentlich habe ich ihn nur bewusstlos geschlagen«, dachte Toben, setzte den Helm auf, rollte Borxul vom Bett und zog ihn darunter. Ihm war klar, dass dies kein geeignetes Versteck war, doch einem ersten Blick vom Eingang würde es standhalten. Dann verließ er die Kaserne und rannte zum Nordtor der Garnison, wo er den Aufmarschplatz vermutete.

Zum Glück stimmte seine Vermutung. Dort vorm Tor standen sieben Reihen mit jeweils sieben Soldaten. Nur in der letzten Reihe fehlte ein Soldat. Geschwind bewegte er sich dorthin, während ein Offizier vor dem Quadrat von Soldaten einige Namen verlaß.

»Geog?«

»Anwesend!«

»Pantal?«

»Anwesend!«

»Dann noch einen Versuch: Borxul?«

»Anwesend!«, rief Toben völlig außer Atem unter seinem Helm hervor.

»Es geschehen noch Wunder, meine Herren«, sagte der Offizier.
»Also dann: Abmarsch!«

Die in Summe fünfzig Mann bildeten zwei Reihen und verließen das Karmal Richtung Norden.

U N G L E I C H U N T E R G L E I C H E N

Als Artos wieder erwachte, fühlte er sich hundeehend. Sein Kopf schmerzte wie nach einem tagelangen Saufgelage, sein Magen krampfte und seine Kehle brannte fürchterlich. Er war noch wie benebelt und roch Staub, Dreck und Trockenheit.

»Da bist du ja wieder«, sagte eine bekannte Stimme.

»Ich sagte doch, der fängt sich. Heiler Nemes hat noch jeden gerettet«, erklang ein Kind.

»Nur jeden, der noch zu retten war«, sprach eine sanfte Stimme.

Benommen rieb sich Artos die Augen und versuchte sich angestrengt zu erinnern, was passiert war. »Dieser Norden bringt mich nochmal um«, dachte er – war es nun schließlich schon das zweite Mal in kurzer Zeit, dass er nach einer Ohnmacht in fremder Umgebung aufwachte.

»Nicht so schnell«, rief eine Frau, als er mühevoll begann, sich aufzurichten. Sie eilte ihm zur Hilfe und stützte seinen Rücken. »Erstmal musst du trinken, viel trinken.« Sie führte eine Schale mit einer grünlichen Flüssigkeit an seinen Mund.

Artos hatte große Schwierigkeiten, die Substanz durch den Hals zu kriegen. Sie war furchtbar scharf. »Was ist das?«, keuchte er nach ein paar Schlücken.

»Kräutersud«, erwiderte der Mann, der offenbar Heiler Nemes war. »Schmeckt nicht, reinigt aber den Magen.«

Anji trat munter an das Bett heran und sagte: »Bist uns einfach umgekippt, bevor wir hier waren. Dein Freund hat dich durch die halbe Trift geschleppt. Beachtliche Leistung!«

»Damit hab ich leider schon Erfahrung«, sagte Niam lachend.

Auch Artos zwang sich zu einem Lächeln und griff dann wieder nach der Schale, um von dem widerlichen Zeug zu trinken. Doch es half, Schluck für Schluck beruhigte sich sein Magen etwas, und auch sein Hals fühlte sich nicht mehr so schlimm an. Lediglich sein Kopf dröhnte immer noch furchtbar. »Wie lange war ich weg?«, fragte er.

»Den ganzen letzten Tag und eine Dunklung. Die Sonne ist erst seit kurzem wieder frei«, antwortete Nemes. »Mit etwas Ruhe bist du schon bald wieder auf den Beinen. Die Vergiftung haben wir jedenfalls abgewendet.«

»Vergiftung?«, riefen Artos und Niam gleichzeitig.

»Ja, Vergiftung. Verschmutztes Wasser mag ähnliche Reaktionen auslösen, aber nicht so heftige. Nicht mal bei ortsfremden Leuten.«

Artos schaute Niam misstrauisch an. »Warum bist du dann völlig gesund?«

Vorsichtig nahm Niam seinen Rucksack ab und holte den Trinkbeutel hervor, den er im Turm gefunden hatte. »Ich habe nie daraus getrunken«, antwortete er. »Ich hatte noch etwas Wasser in meiner Feldflasche, das genügte mir.«

Heiler Nemes streckte die Hand aus und nahm den Trinkbeutel an sich. Er öffnete ihn und roch daran. »Keines der Gifte, die man hierzulande nutzt. Könnte von den Goblins stammen, vielleicht eine Pflanze aus den Sümpfen im Nordwesten. Genau sagen kann ich es aber nicht. Ist es in Ordnung, wenn ich den Beutel für weitere Untersuchungen hier behalte?«

Niam nickte bedächtig und wandte sich dann an seinen Begleiter: »Tut mir leid, Artos. Ich hatte das Wasser, oder was es ist, in der ganzen Aufregung nicht nochmal geprüft.«

»Apropos Aufregung«, sprach Anji plötzlich und klang dabei überhaupt nicht mehr kindlich. »Davon hatten wir seit eurer Ankunft auch genug.« Sie ging zum Eingang des Zeltes und murmelte ein paar Worte. Kurz darauf kam sie mit drei großen Männern zurück. Zwei von ihnen trugen einen dunklen Schleier vor dem Gesicht.

»Hallo, Junge«, sagte der einzige Mann ohne Schleier. »Darf ich mich diesmal vorstellen?«

Artos kniff die Augen zusammen und versuchte das Gesicht des Fremden zu erkennen. Heiler Nemes und seine Gehilfin zogen hingegen unaufgefordert von dannen.

»Scheiß Tag gehabt, was?«

Die kreisförmige Narbe auf der Stirn des hageren Mannes hatte er schonmal gesehen. Da fiel es ihm wieder ein! »Ihr? Wie seid ihr ...«

»Ja, ich. Ich bin Wydus, ein Auge des Ambherschheidturms. Und wie darf ich dich nennen? Borxul aus Karmal, Toben aus Trersmünd oder lieber Artos aus Neunbrücken?«

»Letzteres wäre mir am liebsten«, entgegnete Artos nach einer langen Pause.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Artos«, sagte Wydus mit dem Anflug eines Lächelns. »Hast ganz schön was losgetreten, den alten Soldaten zu erschlagen ...«

»Er ... ist ... tot?«, fragte Artos stotternd. Er lief vor Scham und Entsetzen rot an.

»Tot? Nein, nein, was sagte ich? Erschlagen? Niedergeschlagen, meinte ich. Aber der hat die Peitsche noch zu spüren bekommen. Das war ein Spektakel! Hat die Cupdorianer im Karmal sehr erfreut.«

Man konnte Artos die Erleichterung deutlich ansehen. Er drehte sich auf dem Bett und ließ die Beine raushängen. Zögerlich fragte er: »Und was wollt ihr nun von mir? Was kümmert euch ein morgathaler Deserteur?«

»Deserteur? Ja, das dachte ich anfangs auch. Aber kurz nach deinem Verschwinden kamen zwei Kerle in die Garnison, zwei von der üblen Sorte. Echte Elite, nicht so Maulhelden wie die anderen Soldaten dort. Die haben sich erstaunlich interessiert an dem Vorfall gezeigt, darf ich dir sagen.«

»Ihr meint Ritter?«, mischte Niam sich nun ein. »Blaue Kleidung, so gut gepanzert wie ein Gankrok?«

»Der Tag verspricht doch noch ganz interessant zu werden«, stieß Wydus überrascht aus. »Ein Mann der alten Quelle, der zwei Ritter sah? Erzähl!«

»Viel zu erzählen gibt es da eigentlich nicht«, erwiderte Niam argwöhnisch und verunsichert.

Der merkwürdig hagere Mann musterte ihn eingehend. Fast hätte man den Eindruck gewinnen können, er blicke Niam direkt durch die Kleidung. »Dann erzähl lieber auch nicht viel«, sagte er schließlich. »Ich stelle dir einfach zwei Fragen, einverstanden?«

Niam zuckte mit den Schultern.

»Sehr gut. Erstens: Sind die Ritter tot? Zweitens: Gab es Hinweise, dass sie nach unserem Artos hier suchten?«

»Ja und ja«, antwortete Niam wahrheitsgemäß.

Wortlos löste sich einer der beiden verschleierte Männer aus der Gruppe und verließ das Zelt.

»Vielen Dank«, sprach Wydus freundlich. »Kommen wir wieder zu dir, Artos. Das Schicksal scheint ein Spiel mit dir zu spielen. Wie oft bist du dem Tod nun entkommen? Viermal? Fünfmal?«

»Ich hatte Glück und Hilfe. Es wäre vermessen, etwas anderes zu behaupten. Mit Schicksal hat das nichts zu tun.«

»Bescheiden wie ein echter Mann der Künste.«

Artos zog eine Augenbraue hoch.

»Ja, wir haben uns umgehört. Wir konnten deinen Weg bis in dein Atelier in Neunbrücken zurückverfolgen. Doch eine Frage quält uns noch.«

»Warum ich meine Heimat überhaupt verlassen habe?«

Wydus breitete freudig die Arme aus und sagte: »Stets eine Freude, mit Südmenschen zu reden, denen der Verstand noch nicht völlig ausgetrieben wurde. Genau das ist die Frage!«

Artos zögerte. Der Mann und sein gleich großer, verhüllter Gefährte waren ihm trotz der vermeintlichen Freundlichkeit unheimlich. Zudem hatte er noch nie etwas von den Augen des Ambherschheidturms gehört. Seines Wissens nach existierte dieser Turm nicht einmal, oder wenn, dann nur als Bauruine. »Diese Frage quält auch mich«, erwiderte er langsam. »Ich weiß es nicht genau.«

»Das ist aber enttäuschend! Wo wir der Lösung doch so nah sind. Ist wohl doch kein guter Tag. Bist du dir sicher, Junge, dass du nicht weißt, warum du dein schönes Heim aufgabst, um im Norden den Tod zu suchen? Sich freiwillig nach Karrmal zu begeben, ist nämlich höchst ungewöhnlich, darf ich dir sagen!«

Unsicher blickte Artos zu Niam, doch dieser sah ebenso ratlos aus.

»Das würde mich auch interessieren«, sagte Anji plötzlich. »Wie ein Spion siehst du nicht aus, und glaub mir, ich weiß die Morgathaler Spione zu erkennen. Ebensowenig bist du ein Soldat. Was hast du hier zu suchen?«

»Ein sehr ungewöhnliches Kind«, dachte Artos. Er hatte die Menschen am Schwarzmaar schon merkwürdig gefunden, aber diese beiden, Anji und Wydus, übertrafen sie noch.

»Willst du erstmal eine Dunklung darüber schlafen, Junge?«, fragte Wydus unverdrossen. Unter seinem Umhang klirrte etwas metallenes.

»Ich dachte eigentlich, in Nyvil kümmern sich die Leute um ihre eigenen Angelegenheiten und lassen andere in Frieden. Warum werden mir also so viele Fragen gestellt?«

»Weil du von Rittern der Fünften gesucht wirst. Das trifft sonst auf niemanden in Nyvil zu«, entgegnete Wydus mit Nachdruck. »Dein Aufenthalt hier stellt für uns eine erhebliche Gefahr dar. Und ich wüsste gern, warum? Warum sollten wir unser Leben für dich riskieren?«

»Ich erwarte nicht, dass ihr euer Leben für mich riskiert. Lasst mich einfach gehen, dann kommen auch keine Ritter.«

Genervt legte Wydus die flache Hand auf die Stirn und grübelte kurz. »Dafür ist es längst zu spät«, sagte er dann. »Die sind schon unterwegs und kommen her, ganz gleich, wo du dann bist.«

»Wann sind sie hier?«, fragte Anji verängstigt.

»Wenn sie ihre Pferde unermüdlich antreiben«, Wydus überlegte kurz, »dann brauchen sie von Glanzend ungefähr drei Tage, bis sie hier sind.«

Artos lief es bei dem Wort »Glanzend« kalt den Rücken runter. Dennoch fragte er sich, woher dieses sogenannte Auge des Ambherschheidturms wissen wollte, dass tatsächlich Ritter unterwegs waren. Aber der Mann wirkte so überzeugt, dass man es ihm einfach glauben musste. »Tut mir leid, wenn ich euch in Schwierigkeiten gebracht habe. Eigentlich wollte ich nicht in die Trift kommen, sondern nur oben an Velors Pass kurz Aufmerksamkeit erregen.«

Der Gesichtsausdruck des hageren Mannes erhellte sich wieder etwas. »Du warst dir also deinen Verfolgern und der Gefahr, die von ihnen auch für andere ausgeht, bewusst? Erzähl!«

»Gut geschlussfolgert«, erwiderte Artos. »Ich war aber ehrlich, als ich sagte, dass ich den Grund für meine Verfolgung nicht kenne. Ich habe vielleicht eine Ahnung, einen Verdacht, doch sicher keine Gewissheit.«

»Gewissheit? Das ist eines dieser Wörter, die eigentlich nichts in dieser Welt zu suchen haben. Denn was nützt ein Wort, wenn seine Bedeutung nicht existiert? Ahnungen genügen mir völlig, mein Junge.«

»Woher weiß ich aber denn, dass ihr mir nichts antut, mich eintauscht oder verschleppt, wenn ich es euch erzähle?«

»Hast du ihm nicht zugehört?«, fragte Anji schnippisch. »Es gibt keine Gewissheit. Du bist uns doch schon lange ausgeliefert, oder glaubst du, man könne die Trift einfach so wieder verlassen?«

Artos massierte sich die Schläfen. »Wie kann man ständig von einem Loch ins nächste fallen?«, dachte er verbittert. Er hob den Kopf und sagte: »Also gut, ich erzähle euch meine Geschichte. Aber bitte handelt danach nicht voreilig!«

Er erzählte alles von Anfang an, über den kuriosen Kontakt zu dem Sittenwächter, über die Pergamente in seinem Atelier bis hin zu seiner aufwühlenden Flucht. Nur bei Details über das Schwarzmaar hielt er sich seinem Versprechen gemäß zurück, was aber niemanden zu stören schien.

Als er fertig war, erklang nur ein »Oh ha« von Anji.

»Wie gesagt, ich bezweifle stark, dass es eine solche Blutlinie gibt«, beteuerte Artos.

»Das tue ich auch, mein Junge«, erwiderte Wydus. »Aber was wir darüber denken spielt leider keine Rolle. Davard scheint daran zu glauben ... und das schafft Fakten!« Er drehte sich zu dem verbliebenen maskierten Mann und nickte, worauf hin auch dieser ohne Umschweife das Zelt verließ.

Artos sah dem Fremden nervös hinterher. »Und, was passiert nun?«, fragte er unsicher.

»Das lasse ich gerade erfragen.«

»Bei wem?«

»Bei den Gelehrten vom Ambberg natürlich.«

»Haben wir soviel Zeit?«, fragte Niam nun argwöhnisch. »Ist der Berg nicht mindestens einen Tagesmarsch entfernt?«

»Es wird nicht lange dauern«, versicherte Wydus.

»Und warum fragt ihr die Gelehrten, statt einfach zu handeln?«, fragte Artos. »Können wir die Ritter nicht in eine Falle locken, wenn wir doch wissen, wann sie kommen?«

Anji lachte verächtlich. »Sie würden eine dritte Zählung durchführen, wenn wir sie einfach angreifen. Außerdem hätten wir ohnehin nicht den Hauch einer Chance.«

»Niam hat zwei von ihnen erledigt«, entgegnete Artos.

»Halb verdurstet und vom Kampf erschöpft«, gestand Niam.

»Alles andere hätte mich auch gewundert«, rief Anji gehässig. »Ritter der Fünften kann man nicht besiegen. Die erfahren ihr Leben lang nichts anderes als Gewalt. Sie sind ebenso skrupellos wie stark, ebenso listenreich wie kampf erfahren. Glaub mir, denen willst du nicht begegnen!«

Artos' Gesichtsausdruck war anzusehen, wie seine letzte Hoffnung zerplatzte. »Und welchen Rat können wir uns dann von den Gelehrten des Ambhergs erhoffen, wenn die Lage so aussichtslos ist?«

»Sie werden im Cupdo nachlesen, wie in diesem Falle zu verfahren ist. Ob Opfer gerechtfertigt sind«, sprach Wydus.

»Opfer gerechtfertigt? Was für Opfer?«

»Menschenleben natürlich. Dir zu helfen, wird seinen Preis haben.«

»Ich will nicht, dass jemand wegen mir sterben muss«, rief Artos entsetzt.

»Dafür ist es schon zu spät, mein Junge. Eine Spur der Verwüstung ist uns schon gewiss. Die Frage ist nur, ob wir dem einen Sinn geben können.«

»Wie kann Tod und Verwüstung einen Sinn haben?«, fragte Artos zweifelnd.

»Eben das lehrt uns unser Cupdo«, warf Anji ein. »Wir sind leiderprobt und mussten lernen, dass uns Schmerz und Grausamkeit auch dann ereilen, wenn wir mit aller Kraft versuchen, unser Schicksal abzuwenden. Warum die Kraft also nicht einsetzen, um vor dem Unausweichlichen noch etwas Gutes zu tun?«

Artos sah sichtlich verwirrt aus. »Das verstehe ich nicht. Soll das heißen, ihr lasst euch absichtlich quälen?«

»Das kann man auch nicht verstehen, man muss es erfahren«, erwiderte Anji. »Und nein, nicht absichtlich. Aber wir wenden uns dem Leid zu, trotzen ihm durch Akzeptanz, machen es zu unserem Lehrmeister. Wir Cupdorianer sind wie Sand. Schlag hinein und du hast an einer Stelle eine Mulde, doch woanders liegt nun mehr; und die Zeit ebnet ohnehin alles wieder.«

»Ich sagte doch, es ist nicht leicht zu verstehen«, sprach Niam leise.

»Also gut. Aber in diesem Kodex, dem Cupdo, steht, wieviel ihr für ... irgendetwas opfern dürft? Richtlinien quasi?«

Anji verdrehte ihre großen Augen. »Nein, so kann man das auch nicht sagen.«

Langsam drohte Artos die Geduld zu verlieren. Er war ein aufgeschlossener und durchaus gebildeter junger Mann, aber diese Antworten waren einfach unbefriedigend. »Was steht denn sonst drin?«, machte er einen letzten Versuch.

»Erfahrungsberichte. Nicht mehr, nicht weniger. Ich kenne aber nicht alle davon. Das tun nur die Gelehrten, und auch nur die können von sich behaupten, die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen.«

»Einen Moment«, unterbrach Wydus' Stimme das Gespräch urplötzlich. Er legte wieder die Hand auf seine Stirn, schloss die Augen und schien sich auf irgendetwas zu konzentrieren. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, doch dann lächelte der hagere Mann und blickte zu Artos. »Deine Geschichte scheint einiges

an Aufregung bei den Gelehrten erzeugt zu haben. Sonderbar, darf ich dir sagen. Nun denn, es ist Zeit zu gehen!«

»Wohin«, fragten Niam und Artos gleichzeitig.

»Zu den Stromläufern nach Bruck.«

Erleichterung machte sich in Artos' Gesicht breit. »Ihr lasst mich meinen Weg fortsetzen?«

»So wurde es entschieden. Aber lass dir gesagt sein, dass deine Probleme in Bruck nicht enden werden. Wir werden dich beobachten, um zu sehen, welches Schicksal letztlich auf dich wartet. Das verspricht eine interessante Zeit zu werden!«

»Freut mich, dass ihr mein Schicksal interessant findet«, sagte Artos mit einer nicht zu überhörenden Spur Sarkasmus in der Stimme. »Dürfen wir nun gehen?«

»Folgt mir!«

Die Trift erwies sich als eine trockene, staubige, karge Ebene voller löchriger Zelte, hölzerner Karren und apathisch schauender Menschen. Noch nie hatte Artos so viele Menschen auf so engem Raum gesehen. Ihre Zahl musste in die Zehntausende gehen. Hin und wieder gab es einen Trog am Wegesrand, der von einigen Eimerträgern fortwährend mit trüben, stinkendem Wasser gefüllt wurde. Doch trotz der Hitze gab es kaum Andrang an den Wasserstellen. Nur gelegentlich holte jemand eine Schale Wasser und stellte sie dann vor sich in den Sand, wo die brütende Sonne die Flüssigkeit auf die Temperatur von Tee aufwärmte.

Niam überlegte kurz, seine Flaschen an einem der Tröge aufzufüllen, verwarf die Idee dann aber schnell wieder. Dieses Wasser würde vermutlich selbst ihm nicht sonderlich gut bekommen.

Während sie hinter Wydus und Anji weiter durch die schier endlose Trift schritten, bemerkten weder Artos noch Niam,

dass ihnen trotz der vermeintlichen Teilnahmslosigkeit der Bewohner dennoch alle Augen folgten. Die Menschen schienen ganz genau zu spüren, dass etwas vor sich ging. Raschen Blickes prüften sie die Fremden, senkten dann wieder die Häupter und taten uninteressiert. Nur wenige wechselten leise ein Wort mit ihrem Nachbarn.

Als sie schließlich endlich am Rande der elenden Zeltstadt angekommen waren, sahen sie einen der maskierten Männer wieder. Er stand neben einem kleinen Felsbrocken, auf dem einige Dinge lagen.

»Wir haben ein paar Vorbereitungen getroffen, um eure Chancen zu verbessern«, sagte Wydus. Er griff nach zwei Ledersäcken und überreichte jeweils einen an Niam und Artos. »Darin ist Wasser, etwas sandig, aber abgekocht.« Dann griff er nach einem beigen, engmaschigen Netz. »Sucht euch ein paar Stöcker, spannt es beim Schlafen über euch. Auf etwas Entfernung wird euch zumindest ein ungeübter Späher nicht ausmachen können.«

Dankend nahmen die beiden Männer die Dinge entgegen. Niam verstaute Netz und Wasser in seinem Rucksack, während Artos sein Wassersäckchen mit viel Eifer an seinem Gürtel befestigte.

»Jetzt zum unangenehmen Teil«, sprach Wydus langsam und griff unter seinen Mantel. Er holte zwei kleine gläserne Fläschchen heraus, beide vielleicht so groß wie ein Finger. »Damit die Ritter euch nicht einholen, zumindest nicht so schnell, solltet ihr das hier trinken. Es verleiht euch eine Zeit lang Kraft und Ausdauer. Aber ich warne euch, die Schmerzen danach werden fürchterlich sein. Ihr werdet die nächste Dunklung kein Auge zumachen können.«

Skeptisch nahmen sie ihre Fläschchen entgegen. Die Flüssigkeit darin bestand aus grünen und silbernen Anteilen, die sich offenbar nicht verbinden wollten. Stattdessen waberten sie wie in einem ewigen Tanz umeinander herum.

Niam verlor keine Zeit und kippte sich die Flüssigkeit rein. »Schmeckt nach Kräutern und Eisen«, merkte er an.

»Was soll's, hab mich ja schon lange nicht mehr vergiftet«, dachte Artos und trank ebenfalls. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis die Wirkung einsetzte. Es lief ihm kalt den Rücken runter, doch er fühlte sich leicht und erholt. Seine Gedanken wurden in den Hintergrund gedrängt und er sah nur noch sein Ziel vor Augen: Die ferne Stadt im Elendar.

»Nun rennt nach Westen. Ihr werdet die Hammermark schnell erreichen, doch haltet dort nicht. Rennt soweit ihr könnt, macht erst Pause, wenn die Schmerzen einsetzen. Sobald ihr wieder laufen könnt, solltet ihr euch bedeckt und auf Abstand zu Menschen halten. Verstanden? Also los!«

Niam und Artos nickten nur und stürmten dann wie fremdgesteuert davon. Ihr Tempo war unmenschlich und ihre Ausdauer kannte keine Grenzen. Nur wenige Augenblicke später waren sie nur noch als kleine Staubwolke am Horizont zu erkennen.

»Ich hoffe, sie sind es wert«, murmelte Anji.

»Nicht jede Saat geht auf, doch wenn sie es tut, war sie es immer wert«, erwiderte Wydus. »Du selbst bist der beste Beweis.« Er zog eine Maske aus seinem Mantel, verschleierte sein Gesicht und schritt gemeinsam mit dem anderen maskierten Mann davon.

EINE LETZTE ANSTRENGUNG

Artos fühlte sich wie fremdgesteuert und rannte mühelos durch die heißen Ebenen Nyvils. Er sah zwar, wie seine Beine sich fortwährend bewegten, doch empfand keine Anstrengung, keine Müdigkeit und keinen Drang, stehen zu bleiben. Seine Gedanken glitten zunächst ziellos umher, doch verfangen sich dann immer häufiger in alten Erinnerungen. Es war, als könne sich sein Gehirn wegen der Ermangelung körperlicher Aufgaben mit ganzer Energie auf sich selbst konzentrieren. Sein Geist forschte, suchte und riss Barrieren ein. Er wollte verstehen, was er all die vielen Tage seit seinem Aufbruch in Neunbrücken nicht verstehen konnte. Wollte begreifen, warum er all diese Leiden zu erdulden hatte. Mit der Zeit wurden seine Erinnerungen immer lebendiger, greifbarer und deutlicher. Selbst Erinnerungen aus früher Kindheit kamen zurück, als hätte er sie nie vergessen.

Er sah sich auf einem Pferd sitzen, das von seiner Mutter geführt wurde. Alles war in Nebel gehüllt, die Umgebung hatte weder Farben noch Konturen. Nur seine Mutter war deutlich zu erkennen. Sie hatte kurzes, blondes Haar, wirkte ungewöhnlich jung und trug eine Umhängetasche sowie ihren alten Reisemantel. Er wollte gern mit ihr reden, doch konnte es nicht; ihm fielen einfach keine Worte ein. Stattdessen begann sie, eine Melodie zu summen, die wie ein Klagelied klang. Die Melodie griff nach seinem Herzen und zog ihn tiefer in die Erinnerung. Der Nebel wich teilweise einigen dunklen Bäumen,

die ihre schaurigen Äste wie lange Finger über den schmalen Weg streckten, auf dem sie reisten.

Es gab einen Ruck und Artos glitt kurz zurück in die weltliche Gegenwart. Er musste einen großen Sprung gemacht haben, vielleicht über einen Stein oder über ein Loch. Aus den Augenwinkeln bemerkte er in einiger Entfernung kleine Siedlungen, die sich über den ganzen nördlichen Horizont erstreckten. Es mussten viele hundert Häuser und Zelte sein. Einige der Gebäude waren sogar ungewöhnlich hoch, wenngleich aber sehr schlichter Bauart. Er wusste, dass dies die erwähnte Hammermark sein musste, doch er scherte sich nicht weiter darum. Seine Gedanken griffen mit aller Kraft nach der alten Erinnerung.

Wieder sah er seine Mutter, noch immer vor dem Pferd. Diesmal war die Umgebung sehr klar und deutlich. Sie durchschritten gerade ein großes Burgtor. Staunend schaute er sich um. Die Burg schmiegte sich an einen mächtigen Sandsteinfelsen, der einen integralen Bestandteil der Festungsanlage ausmachte. Oben auf dem Felsen waren Zinnen angebracht und unten hatte man Gänge in das Gestein geschlagen. Angestrengt versuchte er, die sie umgebende Landschaft zu erkennen. Er drehte sich um und schaute zurück durch das Burgtor. Es waren einige nahe Berge zu sehen, die ihm vertraut vorkamen. »Könnten die Gipfelklingen sein«, dachte er. Doch gab es seines Wissens nach keine Burg in der Nähe dieses Gebirges. Als er den Blick wieder nach vorne wendete, bemerkte er einige Männer. Sie waren wie Beamte des Reiches gekleidet, trugen graue, unauffällige Mäntel. Doch ihr Verhalten war viel ungezwungener und ihre Gesichter ungewöhnlich heiter. Einer breitete sogar die Arme aus und lief freudestrahlend auf seine Mutter zu. »Ist das der kleine Artos?«, fragte er. »Ist seinem Vater ja wie aus dem Gesicht geschnitten!«

»Hoffentlich nicht zu sehr«, entgegnete seine Mutter. »Seinem Vater hat das Gesicht kein Glück gebracht. Aber du bist auch

nicht gerade jünger geworden, Bruder. Du machst dir wohl immer noch zu viele Sorgen.«

»Wir leben auch in ... «

»In schweren Zeiten? Das sagtest du schonmal. Und jedes Mal, wenn du es sagst, bürdest du dir kurz darauf noch weitere Lasten auf.«

Der Mann schüttelte den Kopf, trat vor und umarmte Artos' Mutter. »Was mir an Jugend fehlt, hast du offenbar für dich beansprucht. Gut siehst du aus.«

Es verging eine ganze Weile, ehe sie die Umarmung wieder lösten. Dann drehte sich seine Mutter zu Artos und sagte: »Das hier ist dein Onkel Regam. Wenn er nicht gerade über Politik redet, ist er eigentlich ganz umgänglich.«

Die anderen Männer, die noch im Hintergrund standen, lachten leise. Dann kamen sie der Reihe nach zu seiner Mutter, stellten sich vor und halfen ihr mit Gepäck und Pferd.

»Wie war die Reise, Louis?«, fragte Regam, als sie gemeinsam den Innenhof Richtung Speisesaal durchquerten.

»Ereignisslos.«

»Kein Ärger mit Soldaten oder Beamten?«

»Doch, natürlich. Aber nichts, was mir fremd wäre. Die sind ja immer alle gleich aus dem Häuschen, wenn sie eine Frau alleine reisen sehen. Doch ich weiß mir zu helfen.«

»Du solltest hier bleiben, hier bist du sicher und immer willkommen.«

Louis zog eine Augenbraue hoch. »Und Artos soll hier als einziges Kind aufwachsen? Verdammt zu einem Leben auf der Lauer?«

»Schon gut, den Versuch war es wert«, entgegnete Regam. »Wir haben übrigens einige Neuzugänge bekommen«, sagte er und öffnete die Tür zum Speisesaal. »Junge Ritter aus loyalen Familien.«

Erneut gab es einen Ruck, diesmal gefolgt von einem schmerzlichen Aufschlag, der Artos brutal zurück in die Realität holte. Er brauchte einen Moment, um zu verstehen, was passiert war. Dann fühlte er den Schmerz, drehte sich hastig auf den Rücken, griff nach seinen Beinen und suchte nach einer Verletzung. Doch es gab keine. Trotzdem fühlten sich seine Beine an, als wären sie mit heißem Blei gefüllt. Er krümmte sich und massierte sich keuchend die Waden. Sein Zeitgefühl war ihm komplett abhanden gekommen. Er hatte keine Ahnung, wie lange er gelaufen war. Dem Gefühl in seinen Beinen nach zu urteilen aber mindestens den ganzen Tag.

»Onkel Regam«, schoss es Artos durch den Kopf. Angestrengt versuchte er, die Erinnerung aus Kindertagen wieder aufzurufen, doch es gelang ihm nicht. Ihm blieben nur die Bilder von der unbekanntem Burg und der in Grau gehüllten Männer. Er wusste, dass er einen Onkel namens Regam hatte, doch er war ihm nur einmal kurz bei der Beerdigung seiner Mutter begegnet. Sie hatte zu Lebzeiten nur selten von ihrem Bruder gesprochen. Angeblich sei er in Westgrub stationiert und stets sehr beschäftigt gewesen.

Ein langer Schatten legte sich plötzlich über Artos. Erschrocken drehte er sich um und blickte zum Himmel. Doch es war nur der Schatten des Mondes, der die nächste Dunklung einleitete. Demnach hatte das Gefühl in seinen Beinen Recht gehabt, Niam und er waren wirklich den ganzen Tag gelaufen. »Apropos Niam«, dachte er bestürzt, stand mühsam auf und schaute sich rasch um. Doch von seinem Gefährten war keine Spur zu sehen. Die ihn umgebende Ebene war fast völlig leer, nur hier und da zeigten sich ein paar einsame Felsbrocken und längst abgestorbene Bäume. Der Boden war steinig und stellenweise von etwas verdorrtem Gras bedeckt. Im Norden erkannte er noch die letzten Ausläufer des Ringswalls, die aber langsam im

aufgehenden Schatten verschwanden. »Verdammte Scheiße«, entwich es ihm.

Artos wusste, dass er die Dunkelung abwarten und Schutz suchen musste, ehe er nach Niam suchen konnte. Was er nicht wusste war, wie er Niam finden sollte. Der Boden gab keine Spuren preis und bis auf eine ungefähre Richtung hatte er keinen Anhaltspunkt. »Probleme für die Dämmerung«, dachte er, und humpelte Richtung Westen auf eine Gruppe kleiner Felsen zu.

Dort angekommen, erklomm er mit letzter Kraft den höchsten der Felsen und richtete sich oben drauf einen Ruheplatz ein. Er trank etwas Wasser und beobachtete den Mond, wie er die Sonne Stück für Stück bezwang. »Hoffentlich geht es Niam gut«, dachte er und massierte sich wieder die schmerzenden Waden. Normalerweise hätte er sich mehr Sorgen gemacht und kein Auge zugekriegt, aber die Erschöpfung war so allmächtig, dass er einfach einschlief.

Niam blieb wie angewurzelt stehen und blickte sich unsicher um. Bis eben hatte er in alten Erinnerungen an seine Frau geschwelgt, doch jetzt war plötzlich alles dunkel, kalt und beängstigend. Er rieb sich die brennenden Oberschenkel und versuchte zu ergründen, was ihn aus seinem Trott gerissen hatte. Irgendetwas hatte er vernommen, da war er sich sicher. Er atmete tief ein und spitzte die Ohren. Ein leises Geräusch ertönte irgendwo hinter ihm. Es war undeutlich, doch klang beinahe wie ein Lachen. Niam drehte den Kopf und konzentrierte sich. Da war es schon wieder, diesmal näher. »Oh nein«, dachte er panisch und griff geistesgegenwärtig nach seinem Gesang. Mit der Waffe in der Hand prüfte er hastig die Umgebung und fand zum Glück den dunklen Umriss eines toten Baumriesen, der sich im fahlen

Licht der Dunklung von der ansonsten völlig grauen Tristesse abhob.

Wieder erklang Gelächter, diesmal aus einer anderen Richtung. Niam lief trotz der schmerzenden Beine im Sprint auf den Baum zu, wobei er seinen Gesang über dem Kopf kreisen ließ. Die Speerspitze schickte dabei ihr typisch surrendes Geräusch in die Dunkelheit. Es klang wie eine Warnung, doch das Lachen wurde nur zahlreicher, als würde man sich über ihn und sein Verhalten amüsieren.

Am Baum angekommen schwang sich Niam geschwind nach oben auf einen dicken Ast. Keinen Augenblick zu spät. Ein Rudel Schatten erreichte den Fuß des Baumes und umkreiste ihn geifernd. »Schandmäuler, das hat mir gerade noch gefehlt«, dachte er entnervt. Er kannte diese Biester aus den Nordlanden, hatte sie zusammen mit seinem Vater schon beobachten können. Sie waren gerissen, geduldig und grausam, jagten stets in kleinen Rudeln und sahen aus wie entstellte Hunde. Klettern konnten sie nicht, doch im Warten waren sie ungeschlagen.

Vorsichtig sicherte Niam seinen Stand in dem alten Baum. Die meisten kleinen Äste waren schon abgebrochen und lagen am Boden. Mit dem Gesang klopfte er auf einige der dickeren Äste. Sie klangen hohl und morsch. »Der Baum ist sicher schon seit hunderten Wenden tot, konserviert von der Dürre Nyvils«, dachte er. Mit viel Gefühl nahm er seinen Rucksack ab, hängte ihn über dem Kopf an einen Ast und holte sein ledernes Wassersäckchen hervor. Jetzt, wo die Wirkung des merkwürdigen Tranks nachgelassen hatte, fühlte er den Durst und die Schmerzen des langen Spurts. Das Wasser stillte nicht nur seinen Durst, sondern klärte auch seine Gedanken.

»Artos!«, rief er plötzlich völlig bestürzt, doch erntete wieder nur den Spott der Schandmäuler. »Ruhe da unten, ihr scheiß Viecher!« Er nahm seinen Gesang und stieß in Richtung der elenden Bestien. Diese dachten aber gar nicht daran, auch nur

annähernd in Reichweite zu kommen. Sie warteten in sicherer Entfernung, als ob sie wüssten, dass die Sonne früher oder später die Arbeit für sie erledigen würde.

Niam ging in sich und durchforschte seine Erinnerungen. Kurz vor der Dunklung glaubte er Artos noch an seiner Seite wahrgenommen zu haben, wenngleich auch nur schemenhaft. »Er wird also nicht sehr weit entfernt zum Stehen gekommen sein, der Trank muss auch bei ihm nachgelassen haben«, dachte er. Die Konsequenz dieser Vermutung war aber, dass auch Artos in Gefahr war, sollten die Schandmäuler ihn irgendwann wittern. Niam wusste, was zu tun war. Er musste trotz der überwältigenden Erschöpfung wach bleiben und die Aufmerksamkeit des Rudels bei sich halten. Behutsam lehnte er sich etwas vor und zählte die Biester. Es waren vier, ein großes Weibchen und drei Männchen. Das Weibchen, so wusste er, war der Kopf des Rudels – sie gab den Ton an und war auch ein ganzes Stück cleverer als die kleineren Männchen. Ihre Aufmerksamkeit war es, auf die es ankam.

Er griff wieder in seinen Rucksack und ertastete die anderen Gegenstände, die noch darin waren. Da war noch das Netz zur Tarnung, sein Seil für die Mondtaucherjagd, sein Messer, zwei leere Flaschen, ein paar Streifen Echsenfleisch sowie etwas von dem Dunkelmoos, was allerdings vollkommen vertrocknet war. Ganz langsam nahm er das Netz heraus und spannte es an ein paar der morschen Äste über sich auf. »Das wird wenigstens etwas gegen die Sonne helfen«, dachte er. Dann nahm er das Echsenfleisch und setzte sich behutsam in die große Astgabelung, in der er stand. Mit einer Hand schob er sich das Fleisch in den Mund, mit der anderen hielt er seinen Speer. »Na, wollt ihr auch was?«, rief er und fuchtelte mit dem Fleisch herum. Von unten ertönte nur ein Knurren. »Ihr wisst nicht, was ihr verpasst.«

Als er das erste Stück aufgegessen hatte, umklammerte er mit den Beinen den Baum noch fester und lehnte sich herunter. Er hielt den Schandmäulern das Fleisch entgegen, sodass sie es mit einem Sprung hätten erreichen können. Doch das große Weibchen kicherte nur und die Männchen wichen nicht von ihrer Seite. Niams Gesang, den er zum Stoß bereit in der anderen Hand hielt, war offenbar nicht übersehen worden. »Na dann esse ich es eben selbst«, sagte Niam und verschlang das zweite Stück. Dann stand er vorsichtig wieder auf, brach einige der morschen Äste ab und zerkleinerte sie in wurfgerechte Stücke. »Wollt ihr etwas spielen?« Der erste Wurf fand erfolgreich den Schädel eines der Männchen. Es heulte auf und wollte auf den Baum zustürmen, doch das große Weibchen hielt in mit einem Biss in den Hinterlauf davon ab. »Na kommt schon, gönnt mir etwas Spaß!« Wieder warf er ein Stückchen Holz, doch die Schandmäuler wichen einfach etwas weiter zurück und legten sich in etwas trockenes Gras.

»Dann eben nicht«, sagte Niam leise. Ihm gingen die Ideen aus, wie er weiter für Aufsehen sorgen könnte. Er lehnte sich an einen Ast und behielt das Rudel erschöpft im Auge. Ruhe kehrte ein, während die Dunklung weiter voranschritt. Und mit der Ruhe kamen die Zweifel und Fragen. Er fragte sich, ob sein Einsatz für diesen fremden Südmenschen wirklich etwas bewirkte, oder ob er sich nur unnütz in Gefahr begab und Elissa und ihren gemeinsamen Sohn im Stich ließ. Alles nur, weil er im Streben nach Anerkennung mal wieder einer der wirren Eingebungen seines Vaters folgte.

Es musste schon einige Stunden hell sein, denn der Mond hatte sich bereits ein ganzes Stück von der erbarmungslosen Sonne entfernt, als Artos wie gerädert aufwachte. Unter großer Anstrengung setzte er sich auf und rieb sich die Beine. »Die bringen

mich noch um«, keuchte er schmerzerfüllt. So schlimmen Muskelkater hatte er noch nie gehabt, dabei kannte er Muskelkater von einigen größeren Bildhauerprojekten sehr gut. Er griff nach seinem Wasser und trank zwei Schlucke. Dann drehte er sich im Sitzen auf der Stelle und prüfte die Umgebung. Es war weit und breit keine Menschenseele zu erkennen. Überall war nur vertrocknete Vegetation, hier und da von einigen sandfarbenen Felsstrukturen durchzogen. Doch als er den Horizont im Westen genauer prüfte, sah er etwas merkwürdiges. Hinter einer kleinen Anhöhe bewegte sich ein grauer Schleier hinauf zum Himmel. »Rauch!«, dachte Artos hoffnungsfroh. Er kroch zum Rand des Felsens und ließ die Beine hinab. Mit zitternden Knien schaffte er es irgendwie herunter und erreichte wie durch ein Wunder unbeschadet den Boden. Dann stapfte er so schnell er konnte in Richtung des Rauchs.

Während er die etwa zwei Meilen lief, wurde der Rauch immer weniger. Er fragte sich, ob es sich beim Rauch wie ursprünglich angenommen überhaupt um ein Signalfeuer seines Gefährten handelte, oder ob ihn dort etwas ganz anderes erwarten würde. Je näher er kam, desto größer wurde die Nervosität. Vorsichtig schritt er die Anhöhe hinauf und ging immer tiefer in die Hocke, je näher er dem Kamm kam. Als er oben ankam, legte er sich auf den Bauch und blickte in die Ferne. Vor ihm lag ein kleines Tal, das sich vom Rest der Umgebung aber kaum unterschied. Nur in der Mitte, etwas 200 Schritte entfernt, stand ein auffälliger, verdorrter Baumstamm. Drumherum war schwarzes, qualmendes Gras zu erkennen. Und auf dem Baum: Niam!

Artos wollte schon aufstehen, doch bemerkte dann zum Glück noch die merkwürdigen Tiere, die etwas abseits des verbrannten Grases lauerten. Er hatte von diesen hundeartigen Wesen schonmal gehört, konnte sich aber nicht an ihren Namen erinnern. Ihr Erscheinungsbild sagte aber ganz eindeutig: Halt dich fern! Die Biester hatten spitze Schnauzen, kräftige Vorderbeine, hohe

Schultern, abgewetztes Fell und kurze, buschige Schwänze. Ansonsten wirkten sie aber eher hager und ausgezehrt – fast wie die Menschen der Trift.

»Niam muss das Gras entzündet haben, um die Biester zu vertreiben«, dachte Artos. Angestrengt überlegte er, wie er seinem Gefährten helfen könnte, ohne sich selbst als Alternativmahlzeit anzubieten. Er ließ den Blick schweifen und suchte die Umgebung nach etwas Nützlichem ab, doch fand nichts. Stattdessen entdeckte er am Himmel einen großen Schatten, der sich von Süden näherte. Dieses Tier erkannte Artos sofort. Es war ein Adler aus dem Trer. Von diesen schönen Vögeln hatte er schon einige aus Holz geschnitzt; sie verkaufte sich immer gut. »Was der hier wohl zu suchen hat?«

Niam musste sich alles abverlangen, nicht einzuschlafen. Er hatte es aufgeben, diese Viecher abzulenken. Das war auch gar nicht nötig, denn sie wichen ihm ohnehin nicht von der Seite. Die ganze Dunklung lang hatten sie ihn getestet, versuchten in unaufmerksamen Momenten den Baumstamm hochzuspringen oder ihn zu einer waghalsigen Reaktion zu provozieren. Als letztes Mittel blieb ihm nur, mit seinem Feuersteinmesser und der Spitze seines Gesangs den Rest des Dunkelmooses zu entzünden und es wie einen gefallenen Stern auf die Schandmäuler zu schleudern. Aber auch das war nur von sehr mäßigem Erfolg, obwohl fast das gesamte getrocknete Gras der Umgebung abbrannte. Die Tiere wichen den Flammen einfach aus, als ob Feuer etwas völlig normales für sie sei. Nun saßen sie in etwas Entfernung auf sandigem Untergrund und starrten ihn aus ihren gelben Augen an.

Erschöpft griff Niam nach seinem Wasser und trank vorsichtig einen Schluck. Als er den Beutel wieder an einen Ast hängen wollte, glitt er ihm aus der zittrigen Hand und fiel zu Boden.

Teilnahmslos verfolgte er den Sturz des Objekts. Es verging eine kleine Ewigkeit, bis es unten aufschlug und Dreck und Asche aufwirbelte. Dann war ein hämisches Lachen zu hören und Niam fühlte Ärger in sich aufkochen. »Lacht nur!«, rief er wütend. »Lieber binde ich mich hier am obersten Ast fest und verfaule in der Sonne, ehe ihr mein Fleisch zu fressen kriegt!«

Eines der Schandmäuler näherte sich dem Wasserbeutel, doch blieb plötzlich auf halber Strecke stehen. Ein Knurren des Weibchens ertönte. Die Schandmäuler blickten sich hektisch um und schnupperten aufgeregt. Irgendetwas musste ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Kurz darauf blieb Niam fast das Herz stehen, als sich das Rudel tatsächlich völlig unerwartet und im Eiltempo Richtung Norden davon machte. »Bitte nicht zu Artos!«, flehte er, während er das Netz über sich aus dem Baum nahm und seine Sachen im Rucksack verstaute. Als die Schandmäuler hinter einer Anhöhe verschwunden waren, kletterte Niam vom Baum, hob sein Wasser auf und blickte sich skeptisch um. Er war bereit, jederzeit wieder auf den Baum zu fliehen, sollten sich die verschlagenen Biester wieder blicken lassen. Doch es passierte nichts. Lediglich ein Adler, der hoch oben im Himmel kreiste, erregte seine Aufmerksamkeit.

Niam haderte mit sich, ob er den Schutz des Baumes verlassen sollte, um nach Artos zu suchen, den er östlich von hier vermutete. »Hoffentlich östlich!«, dachte er. Denn im Norden – so viel war gewiss – würde sein Glück bald auf eine harte Probe gestellt. Noch immer konnte Niam das widerliche, spöttische Lachen der Schandmäuler in seinem Geiste hören. Es schüttelte ihn.

»Ey, du Brandstifter!«, erklang plötzlich eine vertraute Stimme. »Was stehst du denn hier einfach irgendwo im Nirgendwo?«

Erleichtert blickte Niam nach Osten und sah Artos auf sich zukommen – die Beine schwerfällig und hölzern. »Du hast Nerven«, rief Niam zurück. »Die Schandmäuler sind noch keine

5 Minuten weg und du humpelst direkt hierher. Hast du die Biester nicht gesehen?«

»Die Hunde-Dinger? Doch, aber die wirkten ziemlich zielstrebig. Ich bezweifle, dass die wiederkommen.«

»Bei Schandmäulern sei dir lieber nie zu sicher. Das sind verschlagene Viecher.«

»Wart ab, bis du mal mit Beamten des Königs zu tun hast, dann weißt du, was Verschlagenheit bedeutet«, erwiderte Artos. »Warum sind die denn überhaupt abgehauen? Dein Feuer war doch schon abgebrannt.«

»Ich hab ehrlich gesagt keine Ahnung«, entgegnete Niam wahrheitstreu. Er blickte zum Himmel und deutete auf den Adler: »Der ist jedenfalls zu klein, um sie zu vertreiben.«

Artos schaute ebenfalls in den Himmel und beobachtete interessiert den Vogel, der noch immer über ihnen seine Kreise zog.

»Oder denkst du nicht?«

»Der Adler selbst ist zu klein ...«, antwortete Artos zögerlich.

»Aber?«

»Das Tier könnte ein Mentauri sein. Das ist jedoch sehr unwahrscheinlich.«

»Warum ist das unwahrscheinlich?«

»Weil Mentauris eigentlich nur im Trer leben und jagen. Das ist das Gebirge südöstlich der Südkamm.«

»Und wenn es doch so ein Mentauri ist?«

»In dem Fall sollten wir es diesen Schandm... ähm ...«

»Schandmäulern?«, half Niam.

»Ja, sollten wir es den Schandmäulern gleich tun und von hier verschwinden.«

Die Verwirrung und Skepsis waren Niam deutlich ins Gesicht geschrieben, doch er handelte trotzdem sofort, schulterte seine Sachen und zog Artos mit sich nach Westen. »Was genau sind Mentauris?«, fragte er, während sie sich vom Baum entfernten.

»Es sind Adler, aber eben besondere Adler. Jedes dieser Tiere ist irgendwie tief mit dem Herzen eines Menschen verbunden. Menschen, die solche Adler führen, nenne wir Verbliebene. Es sind meist alte Soldaten, die alles verloren haben. Woher sie diese Adler haben, kann ich dir aber auch nicht sagen.«

»Was meinst du mit *verbunden*?«

»Na irgendwie verbunden halt, sie jagen zusammen, leben zusammen. In der Schenke, die in der Nähe meines Atelier liegt, lungerte immer einer dieser Verbliebenen rum. Der hatte seinen Adler aber nie dabei, der flog immer über den Dächern. Diese Tiere erschrecken die Leute wohl, oder erinnern sie unliebsam an die bitteren Schicksale ihrer Besitzer. Jedenfalls war der Mann immer allein in seiner Ecke, trank sein Bier und gab nur wirres Zeug von sich. Bis zu diesem einen Tag.« Artos machte eine Pause und verzog schmerzerfüllt das Gesicht.

»Ja, und weiter?«

»Moment, Krampf im Bein«, stöhnte Artos.

Niam blieb stehen und nutzte die Zeit, um den Adler erneut am Himmel zu suchen. Er fand ihn im Westen in einer ausgedehnten Kurve zurück in ihre Richtung. Im Schein der Sonne konnte man den Eindruck gewinnen, dass etwas Blaues sein Gefieder zierte.

»Tut mir leid«, sagte Artos und richtete sich wieder auf. »Also bis zu dem Tag, an dem Sittenwächter kamen und den Verbliebenen aus der Schenke vertreiben wollten. Da stürzte sich sein Mentauri plötzlich vom Himmel, flog durch ein offenes Fenster und wirbelte alles durcheinander. Der Verbliebene nutzte die Gelegenheit und machte sich aus dem Staub. Ich sah ihn nie wieder dort.«

»Ist es bei euch normal, dass Veteranen von den Beamten drangsaliert werden?«, fragte Niam fast etwas verärgert. »Nur weil sie irgendwo rumlungern?«

Artos war von der Frage überrascht und ging kurz in sich. »Eigentlich nicht«, erwiderte er schließlich. »Zumindest nicht bei uns in Neunbrücken. In Morgathal, Trersmünd und Klarfurth mag man die Straßen vielleicht *sauber* halten, aber bei allen Orten westlich von Neunbrücken hat man das schon längst aufgegeben. Da sind versehrte Veteranen, Taugenichtse und Rumtreiber nichts ungewöhnliches.«

»Also arbeiten die Verbliebenen eigentlich eher nicht mit Davards Schergen zusammen?«

Jetzt verstand Artos, auf was sein Gefährte hinaus wollte. »Das kann man leider nicht generell sagen«, erwiderte er. »Ich habe schon von Verbliebenen gehört, die als Söldner noch im Dienste des Königs stehen.«

»Was für Dienste?«

Artos zuckte mit den Schultern. »Kundschafter, Boten, Jäger, Attentäter? Keine Ahnung, hängt wahrscheinlich von ihrer vorigen Aufgabe in der Armee ab.«

Mit großer Mühe sortierte Niam seine Gedanken. Dann rieb er sich müde die Augen. »Selbst wenn der Adler ein Mentauri ist und irgendwo in der Nähe der mit ihm verbundene Mensch ist, kann ich mir nicht vorstellen, dass die Schandmäuler das wissen und deshalb das Weite suchen.«

»Stimmt schon. Außerdem sollten wir vor den Rittern genug Vorsprung haben, oder? Was sagte Wydus gestern noch? Ein Dreitageritt bis zur Trift?«

»Richtig«, bestätigte Niam und ließ ein Gähnen hören. »Die sollten also mindestens 150 Meilen von uns entfernt sein.«

»Also wissen wir nicht, was die Schandmäuler vertrieben hat«, sagte Artos.

Niam nickte und hielt auf einen weiteren, verdorrten Baum zu. Dort angekommen brach er einen langen Ast ab und holte sein schwarzes Messer und das Seil aus seinem Rucksack. Er schnitt ein Stück vom Seil ab und band damit das Messer an

der Spitze des Astes fest. »Hier, dein Gesang!« Er reichte den improvisierten Speer an Artos.

»Das ist wahrscheinlich der traurigste Gesang seit Menschen-
gedenken«, sagte Artos spöttisch, doch nahm die Waffe entge-
gen.

»Da hast du sicherlich Recht«, antwortete Niam lächelnd.
»Aber sollten die Schandmäuler zurückkommen, kann ein zwei-
ter Speer nicht schaden.«

Artos stimmte zu. Für ihn war dieser Speer vor allem eine
willkommene Stütze für seine gepeinigten Beine.

Sie gingen weiter. Die wenige, vertrocknete Vegetation ver-
schwand völlig und die Umgebung wurde immer steiniger und
felsiger. Trotz der schmerzenden Gliedmaßen schleppten sie
sich tapfer durch die lebensfeindliche Weite.

Als sich im Boden zunehmend häufiger Felsspalten abzeich-
neten, blieb Artos stehen und sagte: »Wir sollten vielleicht eine
Pause einlegen. Wenn wir hier stolpern, war es das mit uns.«

Niam hätte nie nach einer Pause gefragt, doch konnte er Artos
auch nicht widersprechen. Er hatte etwas Schlaf dringend nötig
und konnte kaum noch geradeaus gehen. »Einverstanden«,
keuchte er. Dann deutete er auf eine etwa mannshohe Spalte im
Boden. »Lass uns dort Schutz suchen.«

Sie kletterten hinein und stellten erstaunt fest, dass die Spalte
in ihrer Laufrichtung zunehmend tiefer wurde. Alle fünf Schritte
war eine große Stufe zu erkennen, die das Bodenniveau jeweils
eine weitere Armlänge absenkte. Obendrein wirkte aber auch
das Material des Bodens höchst ungewöhnlich. Während die
Wände der etwa zwei Schritt breiten Felsspalte schlicht und
grau waren, bestach das Gestein des Bodens durch eine schöne
weiße Farbe, die stellenweise von beigen Strukturen wie Adern
durchzogen wurde.

»Welcher Riese hat hier denn eine Treppe geschlagen?«, fragte
Niam leise und nahm seinen Gesang fest in beide Hände.

»Ein Riese namens *Wasser*«, erwiderte Artos begeistert. »Das Gestein am Boden ist Travertin.«

»Traver... was?«

»Travertin. Ein sehr seltenes Gestein, das man ausschließlich in der Nähe von heißen Quellen findet. In der Südkamm gibt es nur einen Ort, wo man Travertin findet. Westlich von Klarfurth. Ich war früher einmal mit meinem Meister dort.«

»Heiße Quellen? Du meinst heißes Wasser, das aus dem Boden kommt?«

»Genau. Habt ihr sowas auch?«

»Nicht, dass ich wüsste. Ich kenne nur die Schwarzsandebe-
ne, dort spuckt der Boden aber heißen Sand und nicht heißes
Wasser.«

»Umso interessanter, dass es hier offenbar mal solche Quellen gab. Wenn die Menschen von Nyvil wüssten, was für Preise man mit diesem Stein in Morgathal erzielen kann ... «

Niam zog das Netz aus seinem Rucksack und spannte es zwischen den Felswänden über ihnen auf. »Was bringt einem Geld, wenn man davon weder Essen und Trinken kaufen kann«, sagte er beiläufig.

Artos setzte sich an eine der Wände und griff nach seinem Wasser. »Hast du eigentlich auch so wirres Zeug geträumt, während wir unter dem Einfluss dieses ... Trankes die vielen Meilen liefen?«

»Geträumt? Was meinst du?«, fragte Niam, doch seinem Gesicht war eindeutig anzusehen, dass er genau wusste, was Artos meinte.

»Ich hab geträumt, ich sei wieder ein Kind und würde meine Mutter auf eine unbekannte Burg begleiten. Der Traum hat sich sehr real angefühlt. Das muss an diesem Zeug gelegen haben. Hattest du sowas nicht auch?«

Zögerlich antwortete Niam: »Bei mir waren das keine Träume, sondern sehr lebendige Erinnerungen. Ich bin mir sicher, das

alles wirklich erlebt zu haben. Auch wenn ich damals einiges davon vielleicht nicht so klar wahrgenommen habe.«

»Und was war es bei dir, wenn ich fragen darf?«

Wieder zögerte Niam. »Es war eine Erinnerung an meine erste Begegnung mit Elissa.«

Artos überlegte kurz, erinnerte sich dann aber, dass Niams Frau Elissa hieß. Er nickte und fragte: »Elissa stammt eigentlich nicht vom Schwarzmaar, oder?«

»Richtig, das Glück war ihr leider nicht vergönnt. Sie floh aus der Abtei von Dourstedt, wo sie seit Kindertagen *dienen* musste.«

»Was für eine Abtei?«, fragte Artos verwundert. »Ich dachte, Dourstedt sei eine Mine.«

»Ist es auch, größtenteils jedenfalls. Tief im Berg gibt es aber auch eine Abtei. Die Mönche dort sind für die Gewinnung eines ganz besonderen Erzes zuständig.« Niam legte die Stirn in Falten und überlegte angestrengt. »Elissa hatte mal erwähnt, wie dieses Erz hieß. Es war ... «

»Silber?«

»Quatsch. Ich weiß doch, was Silber ist. Nein, da gibt es noch etwas anderes. Es schimmert grünlich und macht jeden blind, der es zu häufig berührt.«

»Blind? Wie das?«

»Atlanit! So heißt es«, rief Niam plötzlich. »Warum es blind macht, weiß ich nicht. Die Mönche werden es jedenfalls und haben daher jeweils ein junges Mädchen als ... Gehilfin. Diese Mädchen werden im Alter von vier Wenden ihren Familien entrissen und stammen meist aus Nyvil. Sie sind dazu verdammt, ihr ganzes Leben im Halbdunkeln zu fristen und ihren widerlichen Mönchen zu dienen. Sie führen sie, füttern sie, waschen sie ... und wer weiß, was noch alles. Elissa redet nie darüber.«

Artos verzog angewidert das Gesicht. »Davon wusste ich nichts ...«

»Ich fürchte, die einfachen Bürger der Südkamm wissen vieles nicht, was ihr König und seine Diener in ihrem Namen anstellen.«

»Da kannst du dir sicher sein! Aber glaub mir, auch in der Südkamm leiden viele Menschen unter dem König und seinen Ausartungen. Wenn natürlich auch nicht in dem Ausmaß wie deine Leute.«

»Auch diese Menschen haben mein Mitgefühl«, erwiderte Niam und blickte Artos tief in die Augen. »Elissa gelang jedenfalls die Flucht, und sie begegnete meinem Vater und mir auf einem unserer Ausflüge. Ganz ähnlich wie du, im Sand liegend und fast verdurstet.«

»Wann war das?«

»Vor fünf Wenden, ich war damals selbst noch fast ein Kind. Aber ich konnte mich während des Laufs daran erinnern, als ob es gestern gewesen wäre.«

»Wie war sie damals, und wie kam es dazu, dass ihr sie bei euch aufnahmt, beziehungsweise überhaupt aufnehmen durftet?«

»Wir nahmen sie als unser *Kind der Welt* auf. Die Gemeinschaft des Schwarzmaars erlaubt den Familien nur ein leibliches Kind. Aber wer will, darf noch ein Kind aus Nyvil aufnehmen. Normalerweise arrangieren die Wasserschmuggler diese Adoptionen. Aber das ist nicht der einzige mögliche Weg.«

»Wie alt ist Elissa eigentlich?«, fragte Artos ehrlich interessiert. Er hatte schon versucht, ihr Alter zu schätzen, aber sich dabei schwer getan.

»Elf Wenden, also zwei Wenden jünger als ich. Sie war zum Glück nur zwei Wenden in der Abtei, aber das hat genug Spuren hinterlassen, glaub mir. Als wir sie fanden, konnte sie kaum sehen. Aber nicht wegen dem Atlanit, sondern weil sie die

Sonne nicht mehr kannte. Sie war am ganzen Körper von blauen Flecken übersät und ziemlich unterernährt. Als sie uns bemerkte, hat sie uns wie ein wildes Tier angegriffen; hat meinem Vater eine schöne Schramme ins Gesicht gekratzt.«

Artos erinnerte sich an die Narbe in Hatems Gesicht und musste aus irgendeinem Grund schmunzeln.

»Klingt lustiger als es war«, sagte Niam. »Meine Mutter hatte später einiges zu tun, die Wunde sauber zu halten.«

»Entschuldige. Bei deinem Vater hatte ich nur immer den Eindruck, dass nichts und niemand ihm gefährlich werden könnte.«

»Schön wär's«, seufzte Niam. »Elissa war damals zu allem entschlossen. Aber ich sah in ihren Augen auch noch das unschuldige Mädchen, das sie vor ihrer Entführung war. Eine gute Seele, von Gräuel überschüttet, die kein Mensch je erleben sollte. Nachdem mein Vater sie überwältigt hatte und sicher festhielt, habe ich versucht, sie zu beruhigen. Das war gar nicht so einfach. Ich hab allerlei Quatsch aus unserer Heimat erzählt, um ihr deutlich zu machen, dass wir nicht aus dem Süden sind. Heute bin ich mir sicher, dass sie mich kaum verstanden hat, denn ihre Sprache war damals ziemlich verkümmert. Sie musste später vieles neu lernen. Aber irgendwas muss ich richtig gemacht haben, denn nach einer Zeit beruhigte sie sich allmählich. Vielleicht lag es einfach am Klang meiner Stimme, oder an ihrer schieren Erschöpfung.«

»Also ich finde, du klingst schon sehr vertrauenswürdig«, sagte Artos.

Niam winkte erschöpft ab. »Mach dich ruhig lustig.«

»Nein, das war ernst gemeint. Ich habe dir ja auch nach nur kurzer Zeit mein Leben anvertraut.«

»Du hattest auch nichts mehr zu verlieren.«

»Man hat immer was zu verlieren. Auch Elissa damals.«

Niam überlegte kurz, zuckte mit den Schultern und lächelte dann. »Nun denn, lass uns etwas schlafen. Ich hätte nichts gegen einen Traum, der mich kurz nachhause führt.«

Es war immer noch hell, als sie einige Stunden später erwachten. Der Schlaf hatte gut getan, aber ihre Beine fühlten sich noch immer an wie aus Stein. Keuchend setzten sie sich auf, tranken etwas und massierten sich die Waden.

»Hast du noch was zu essen?«, fragte Artos.

Niam öffnete den Rucksack und holte etwas Echsenfleisch hervor. »Dunkelmoos ist leider aus, das hab ich verbrannt.«

»Zu schade. Ich hätte jetzt richtig Lust auf etwas Moos gehabt.«

»Kannst dich dafür mit deinem zweiten Leibgericht beschäftigen«, sagte Niam lachend und reichte ihm ein Stück des zähen, lederartigen Fleisches.

»Ich hoffe nur, dass es in Bruck anständiges Essen gibt. Ein saftiger Schweinebraten würde dir bestimmt auch gut schmecken, oder so ein richtig deftiger Eintopf mit echtem Gemüse. Freu dich auf was, sag ich dir!« Artos steckte sich das Fleisch in den Mund und kaute mühsam darauf rum. Währenddessen zählte er immer weitere Köstlichkeiten auf, als würde es den Geschmack der trockenen Echse irgendwie aufwerten.

»Erstmal müssen wir es dahin schaffen, dann können wir gern über Essen reden.«

»Stets das Ziel im Auge«, erwiderte Artos schmatzend. »Wie weit ist es deiner Einschätzung noch nach Bruck?«

»Wenn wir gut vorankommen, drei Tage. Wir müssen die Sonne vom rechten Ohr fern halten, dann sollten wir in die korrekte Richtung laufen.«

»Also drei Tage nach Südwesten. Na das sollten wir wohl hinbekommen!«

»Da wir bisher ja auch so wenige Schwierigkeiten hatten«, spottete Niam.

»Wie ist unser Plan, wenn wir Bruck erreichen? Wie kommen wir überhaupt über den Fluss zur Stadt?«

»Es gibt angeblich Boote, die an über den Fluss gespannten Leinen von Ufer zu Ufer fahren können. Wenn wir da sind, müssen wir dir einen neuen Namen und eine neue Geschichte geben. Aber damit hast du ja etwas Erfahrung. Außerdem wirst du dir Arbeit suchen müssen, um dir eine Bleibe zu ermöglichen. Am besten keine Arbeit als Steinmetz, wenn du es deinen Verfolgern nicht zu einfach machen willst.«

»Glaubst du, die können mich auch in Bruck noch finden? Die Stadt ist doch neutral und unabhängig von Morgathal.«

Niam stand stöhnend auf und verstaute das Netz wieder, das über ihren Köpfen hing. Dann kletterte er eine der Stufen hoch und blickte über den Rand der Spalte. »Keine Ahnung, ich weiß nicht viel über Bruck. Nur das bisschen, was mein Vater mir vor seinem Aufbruch nach Eblin noch schnell gesagt hat. Aber die Frage ist doch: Willst du es drauf ankommen lassen?«

»Nein, nicht nach all den Opfern dieser Reise«, beteuerte Artos und zwang sich ebenfalls auf die Beine. »Was hat Hatem noch über Bruck erzählt?«

»Wie gesagt: Nicht viel. Er hat auch extra betont, dass sein Wissen viele Wenden alt ist und dass er nicht weiß, wie sich die Stadt entwickelt hat. Er sagte noch, dass ein Archivar und seine Anhänger den Frieden in der Stadt wahren und dass sich alles nur ums Geld dreht, weswegen wir dir zeitig Arbeit suchen müssen. Außerdem sollen wir uns aus der Unterstadt fern halten, weil dort alles ...« Niam stockte.

»Alles was?«

Niam tastete nach Artos, zog ihn zu sich hinauf und deutete in die Ferne.

Artos lugte vorsichtig über die Kante und versuchte, zu erkennen, was sein Gefährte meinte. Doch er sah nur flimmernde Luft über einer kargen Landschaft.

»Links der zwei Felsen, die aussehen wie Gankrokköpfe.«

»Ich habe doch noch nie ein Gankrok gesehen«, erwiderte Artos nervös. Doch dann sah er, was er sehen sollte. In vielleicht einer Meile Entfernung kamen fünf mächtige Gestalten auf sie zu. Er kniff die Augen zusammen und versuchte mehr zu erkennen. »Ich glaube, das sind Männer auf Pferden.«

Vorsichtig zog Niam den Kopf wieder ein und suchte dann den Himmel ab.

»Denkst du, die suchen nach uns?«, fragte Artos, ohne den Blick von den Reitern abzuwenden.

»Wäre schon ein Zufall, wenn nicht.«

»Warum? Könnten doch auch Reiter aus Nyvil sein«, entgegnete Artos.

»Wieviele Pferde hast du denn gesehen, seit wir durch Nyvil reisen?«

»Keins ... «

»Genau. Diese Reiter kommen sehr wahrscheinlich aus dem Süden. Ich frage mich nur, wie sie es so schnell hierher geschafft haben. Das ist eigentlich unmöglich.«

»Ich frage mich, ob die genau wissen, wo wir stecken«, ergänzte Artos.

»Den Adler konnte ich am Himmel jedenfalls nicht mehr finden. Denkst du denn, dass er wirklich ein Mentauri war?«

»Da bin ich mir mittlerweile fast sicher«, erwiderte Artos. Dann beobachtete er, wie sich die fünf Reiter aufteilten und in breiter Formation weiter in ihre Richtung trabten. »Sie schwärmen aus!«

Niam packte seine Sachen und zog Artos mit sich tiefer in die Felsspalte.

»Wo willst du hin?«, fragte Artos.

»In die einzige Richtung, die uns bleibt.«

Unter großer Anstrengung stiegen sie Stufe um Stufe hinunter. Das Tageslicht schwand rasch und der weiße Travertin zu ihren Füßen wurde zunehmend fahler und schemenhafter. Es wirkte, als glitten sie auf einer Nebelstraße hinunter in die Dunkelheit.

»Ich hätte nie gedacht, dass der Spalt so tief ist«, flüsterte Artos. »Außerdem ist es hier richtig kalt.«

»Und die Wände sind feucht«, erwiderte Niam.

Artos legte seine linke Hand an die Felswand. »Hast Recht. Ungewöhnlich.«

Niam sprang eine weitere Stufe hinunter und blieb dann stehen. »Ich glaube, das ist das Ende. Keine weitere Stufe mehr.«

»Schwer zu sagen, bei der verdammten Finsternis hier. Bist du sicher?«

»Komm runter und sieh selbst.«

Artos tat wie ihm geheißen. Unten angekommen, fand er sich vor einem Tunneleingang wieder. »Oh«, entfuhr es ihm. »Das hätte ich nicht erwartet.«

»Kann dein weißer Stein leuchten?«, fragte Niam.

»Travertin? Nein, wieso?«

»Weil da hinten ein Licht ist.«

Artos drückte sich an Niam vorbei und blickte in den Tunnel. Vor ihm erstreckte sich ein regelrechter Fluss schimmernden Travertins, und am Ende des Tunnels in vielleicht siebzig Schritten Entfernung zeigte sich tatsächlich ein Licht, das den Weg vor ihnen zauberhaft beleuchtete.

»Ich würde vorschlagen, das genauer zu begutachten«, sagte Niam fasziniert.

»Höre ich da etwa Neugierde? Und das von dir?«, fragte Artos amüsiert.

»Los jetzt! Wir haben keine Zeit zu verlieren!«

Also schritten sie vorsichtig in den Tunnel, den sie bequem nebeneinander begehen konnten. Je näher sie dem Licht ka-

men, desto schöner schimmerte der Boden. Artos Herz klopfte aufgeregt und trotz der drohenden Gefahren konnte er die Begeisterung in sich nicht zähmen. Er sah im Geiste nur noch all die vielen Kunstwerke, die er aus diesem Material fertigen könnte.

Als sie noch etwa zehn Schritte vom Ende des Tunnels entfernt waren, sagte Niam: »Ich glaube, das ist Tageslicht.«

»Das wäre schlecht«, sagte Artos.

»Hattest du mehr erwartet? Irgendein Wunder als Quelle des Lichts?«

»Das meinte ich nicht. Tageslicht heißt, dass es einen Zugang gibt, über den uns die Reiter finden können.«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Niam, als sie im Licht ankamen. »Vorsichtig! Nicht weiter!«

Sie fanden sich an der Innenwand eines gewaltigen, kreisrunden Loches wieder, das sowohl über ihnen aufragte wie unter ihnen in die Tiefe stieß. Das gesamte Loch war in feinstem Travertin gekleidet, welches das Tageslicht streute und es regelrecht zu ihnen hinab sog. Ihre Augen mussten sich erst an die Helligkeit gewöhnen, um den oberen Rand des Loches ausfindig zu machen. Der Rand lag voll in der Sonne und strahlte grell. Vor ihren Füßen befand sich hingegen ein dunkler Abgrund, dessen Tiefe sie nicht ermessen konnten. Zum Glück waren sie nicht hineingefallen.

»Da sind noch mehr dieser Tunnel«, sagte Artos, als er sich wieder etwas gesammelt hatte. In der Tat gab es in den Wänden des Loches auf verschiedene Höhen duzende weitere Zugänge wie den ihren.

Niam nickte. »Schwer zu erreichen. Wir müssten klettern, aber die Wände wirken mir zu glatt und zu feucht.«

»Immerhin klettert dann auch keiner zu uns runter. Lass uns hier bleiben und erstmal das Beste hoffen.«

»Einverstanden.« Niam nahm seinen Rucksack ab, setzte sich auf den Boden und lehnte sich an die Wand ihres Tunnels.

Artos setzte sich zu ihm und betrachtete ihre Entdeckung in aller Ruhe. Die Faszination über dieses wundersame Gebilde war eine willkommene Ablenkung, um der Angst vor seiner Ergreifung etwas Einhalt zu gebieten. Lange wirken tat die Ablenkungen aber nicht. Immer häufiger fanden die Bilder dieser fremden Reiter den Weg in seinen Geist. Er wusste, um wen es sich bei den Reitern schlimmstenfalls handeln konnte: Um Ritter der Fünften, einer Division aus Glanzend mit – wie er nun wusste – zweifelhaftem Ruf. Unter den einfachen Soldaten anderer Garnisonsstädte galten die Ritter und Soldaten der Fünften als die Elite der Elite. Sie repräsentierten das Ideal eines Morgathaler Kriegers. Unter den einfachen Bürger der Städte entlang der Siegesader waren hingegen Bildnisse von Lavru Unwill beliebt, also jenes berühmten Ritters der Fünften, der angeblich allein und ohne Rüstung über dreißig Nyvilaner erschlug, als diese ihn auf einem Ausritt überfielen. Jetzt, da Artos die Nyvilaner selbst gesehen hatte, konnte er sich nicht mehr vorstellen, dass sie grundlos einen Reiter aus Glanzend angreifen würden. Und selbst wenn: Dreißig dieser Hungerhaken zu erschlagen, hatte wenig heldenhaftes.

»Meinst du, das Loch hat einen natürlichen Ursprung?«, fragte Niam plötzlich. Er hatte bemerkt, wie nervös sein Begleiter war und versuchte – wie einst von diesem in den Singenden Dünen gefordert – etwas mehr zu kommunizieren.

Artos war dankbar um die erneute Ablenkung und antwortete: »Kann schon sein. Menschengemacht ist es jedenfalls ganz sicher nicht. Vielleicht war hier mal eine heiße Quelle. Wobei ... die hätte schon richtig heiß sein müssen, und richtig unter Druck stehen.«

»Und woher kommt die Hitze einer solchen heißen Quelle?«, hakte Niam nach.

»An manchen Orten brennt die Erde unterirdisch. Daher die Hitze.«

»Wie kann Erde denn unterirdisch brennen? Und warum tut sie das?«

Artos lachte und zuckte mit den Schultern. »Das fragst du besser einen Priester, der sich mit den Machenschaften der Götter auskennt. Aber sei gewarnt, deren Erklärungen sind selten überzeugend. Warum kocht der Sand der Schwarzsandebene? Wie erklärt dein Volk das?«

»Es heißt, die Ebene sei ein altes Schlachtfeld, auf dem einst so viele Seelen brannten, dass die Hitze nie wieder vergehen wird. Es bleibt ein ewiges Mahnmal gegen Grausamkeit, Gier und Größenwahn.«

»Die Botschaft mag ich«, antwortete Artos. »Bedeutet, zu viel Gier und Grausamkeit schädigen nachhaltig jedermanns Lebensgrundlage; von Gewinnern und Verlierern.«

»Ganz genau das soll es bedeuten«, sagte Niam beeindruckt.

»Die Erklärung mit den brennenden Seelen ist aber nicht viel überzeugender als das, was unsere Priester dir erzählen könnten.«

Niam lachte. »Mag sein.«

Über ihnen ertöte plötzlich ein Klappern. Erschrocken blickten beide hinauf zum Rand des Loches, doch es war niemand zu sehen.

»Klang, als sei einer der Reiter abgestiegen«, flüsterte Artos. »Ich kenne dieses Geräusch. Das Klappern metallener Rüstungen.«

Einen kurzen Moment später erschien ein Schatten auf der oberen, westlichen Wand des Loches. Es war der Schatten eines großen, breiten Mannes. Er machte eine Handbewegung.

»Der muss genau über uns stehen«, flüsterte Niam so leise er nur konnte. »Hat die Sonne im Rücken.«

Artos versuchte zu schätzen, wie viele Schritte es wohl bis hoch zum Rand waren. »Dreißig bis Vierzig bestimmt«, dachte er.

Noch ein Klappern ertönte und ein zweiter, nicht weniger großer Schatten gesellte sich zu dem Ersten.

»Na das ist mal ein wirklich großes ... Loch!«, hallte es von den Wänden wider.

»Was du nicht sagst«, entgegnete der erste Schatten.

»Schonmal gesehen, so ein Ding?«

»Nein.«

»Irgendeine Ahnung, warum das hier ist, wie es herkam?«

Der erste Schatten zögerte mit seiner Antwort. Dann sagte er: »Ich mache diesen Scheiß schon viel zu lange, um mich noch über irgendwas zu wundern. Dieses Loch hier ist nur ein weiteres der vielen Geheimnisse dieser Welt, die wir geflissentlich ignorieren. Spielt doch keine Rolle, was das Ding hier macht.«

»Hast du letzte Dunklung etwas geschlafen?«

»Warum?«

»Weil du wieder eine beschissene Laune hast!«

»Das hat mit Schlaf nichts zu tun, das ist Gewohnheit.«

Nun zögerte der zweite Schatten mit der Antwort. »Hab ich ein Glück, ausgerechnet mit dir auf diese Mission geschickt worden zu sein«, sagte er schließlich.

»Das ist nur die Konsequenz vieler schlechter Entscheidungen. Bei deiner Abstammung hättest du auch die Beamtenkutte anlegen können. Den halben Tag Dokumente verfassen, andere die Drecksarbeit machen lassen, Füße hochlegen. Klingt das nicht gut?«

»Je häufiger ich mit dir rede, desto besser klingt es.«

»Glaub mir, ich könnte mir auch besseres vorstellen, als hier mitten im Nirgendwo nach dem Bengel zu suchen.«

Der zweite Schatten lachte. »Zum Beispiel? Irgendwo in einer Spelunke die Leute mit deinem Pessimismus nerven?«

»Nur wenn sie es hören wollen ... «

»Also, was machen wir nun? In dem Loch sehe ich keinen Jungen.«

»Die Spalten, die hier überall sind, scheinen unterirdisch in das Loch zu münden«, sagte der erste Schatten und deutete mit dem Arm hinunter. »In einem dieser Tunnel könnte er stecken.«

»Das sind aber ne Menge Tunnel. Willst du die wirklich alle kontrollieren? Die Männer wären den ganzen Tag beschäftigt, eher zwei.«

»Nein, will ich nicht. Wir wissen ja nicht mal sicher, dass er auch hier war. Der alte Menthalemm war auch schon in seinen guten Tagen nie sehr zuverlässig. Manchmal denke ich, er nutzt den Adler nur zum Ratten fangen.«

»Wir sollten aber besser nicht ohne den Jungen zurückkommen«, sagte der zweite Schatten harsch.

»Was soll der Junge schon machen? Den König stürzen? So ein Irrsinn kommt raus, wenn man die grauen Kutten ans Ruder lässt. Wir jagen Geister, sag ich dir.«

»Befehl ist Befehl!«

»Was du nicht sagst.«

»Also?«

Der erste Schatten ließ sich wieder Zeit mit der Antwort. »Warst du früher mit deinem Vater mal auf der Jagd?«, fragte er dann.

»In Trersmünd gibt es nichts zu jagen. Was soll die Frage?«

»Ich war ein paar Wenden auf der Faust Morgas stationiert, konnte entlang der Saabe bis hoch zum Splittergrat jagen gehen.«

»Das ist auf der anderen Seite des Elendars, am Dämmerlichtwald, oder?«, unterbrach der Andere.

»Korrekt. Dort lernt man viel über die Jagd, denn die Tiere sind gerissener. Folgt man kopflos einer Fährte, fängt man gar nichts. Man wird nur selbst zur Beute, oder stürzt in irgendein Loch.«

»Komm zum Punkt.«

»Der Punkt ist, dass man mit guter Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, wo ein Beutetier sein wird. Alle Tiere brauchen Wasser, Nahrung und Schutz. Doch diese Ressourcen sind überall umkämpft und daher sehr endlich.«

»Gut, und woher willst du wissen, wo wir ihm auflauern sollten?«

»An dir ist wirklich ein guter Beamter verloren gegangen, so selten, wie du etwas zu Ende denkst«, erwiderte der erste Schatten abfällig.

»Oh, Entschuldigung, dass ich mich nicht wendenlang mit Abschaum irgendwo in den letzten Winkeln des Königreichs rumgetrieben habe. Nicht jeder hatte so ein erfülltes Leben wie du.«

Der erste Schatten verschränkte die Arme.

»Also bitte, erleuchte mich. Ich schwitze mich hier sonst noch zu Tode, dann dürfen die Anderen sich alleine deiner Gesellschaft erfreuen.«

»Wir wissen, dass er über Velors Pass in die Trift kam und diese Richtung Hammermark verlassen hat. In der Hammermark hat er aber keinen Halt gemacht, sondern ist weiter nach Westen, wie der Brand und die Spuren zeigten. Also ist er irgendwo hier in der Nähe.«

»Und weiter?«

»Von hier aus könnte er nach Norden in die Berge, aber dort hausen schlimmere Verbrecher als die vom Zuchtschatten. Mag sein, dass er das nicht weiß. Aber wahrscheinlich weiß es sein mysteriöser Begleiter. Im Süden trifft er irgendwann auf unsere Truppen, und bis dahin gibt es lange nichts, wo man sich verstecken, geschweige denn länger leben könnte. Bleibt also noch Westen. Und dort liegt?«

»Bruck?«

»Bravo. Hast wohl doch mal auf eine Karte geschaut. Bruck ist aus seiner Sicht die einzig sinnvolle Option – wie ich schon die ganze Zeit sage.«

Der zweite Schatten stöhnte laut auf. »Na gut«, sagte er, »dann lass uns nach Bruck reiten und dort warten.«

»Ruf die Soldaten zusammen, sie sollen aufsatteln, sonst fällt noch jemand in eine dieser Spalten.«

Die beiden Schatten verschwanden von der Wand und die Geräusche verhallten langsam.

Artos schlug das Herz bis zum Hals. »Mist«, flüsterte er. »Was machen wir jetzt?«

»Nach Bruck gehen«, entgegnete Niam trocken.

»Hast du nicht gehört, was der eine Mann gesagt hat?«

»Doch, sehr genau sogar. Aber er hatte Recht, Bruck ist deine einzige Chance. Sieh es positiv, immerhin wissen wir nun, dass sie dort auf uns warten. Das war aus meiner Sicht eh schon immer ein sehr wahrscheinliches Szenario.«

Artos stand auf. »Deine Nerven möchte ich haben.«

»Das hat mit meinen Nerven nichts zu tun. Ich habe mehr zu verlieren als du, falls du dich erinnerst. Ich mache mich nur nicht verrückt wegen Dingen, die ich nicht beeinflussen kann. Hab Geduld, lass die Dinge auf dich zukommen und gestalte sie, wenn es soweit ist. Wir wissen nun, was auf uns zukommt. Das ist viel wert.«

»Ganz ein Kind der Wüste«, entgegnete Artos und schritt zurück in den Tunnel.

DER PREIS DER FREIHEIT

Sie hatten das merkwürdige Loch hinter sich gelassen und waren seit einem Tag niemandem mehr begegnet. Trotz der düsteren Aussicht, bei Bruck erneut auf Probleme zu stoßen, tat ihnen der Weg gut. Ihre Beine erholten sich und die Hitze wurde mit jeder Meile etwas erträglicher.

Artos nutze die Ruhe, um seine Gedanken kreisen zu lassen. All das Erlebte fühlte sich noch immer so unwirklich an. All die Abenteuer, die er nicht gesucht, die ihn aber gefunden hatten. All die Gefahren, die seinem jungen Leben so oft beinahe ein Ende bereiteten. Und doch war er hier, lebendig und wohlauf. Dabei wusste er, dass er selbst zu diesem Glück gar nicht viel beigetragen hatte. Im Gegenteil. Er fühlte sich wie ein Spielball des Schicksals, obgleich das Schicksal sich nie sicher zu sein schien, was es denn eigentlich mit ihm vor hatte. Wie ein Kind am Kaminfeuer, unentschlossen, ob das Spielzeug seines Bruders die kurze Stichflamme wert sei. Dennoch, er empfand Dankbarkeit für sein Überleben.

»So still heute«, sagte Niam.

»Fragst du dich auch manchmal, warum wir uns eigentlich so an das Leben klammern? Warum wir trotz aller Widrigkeiten stets dankbar für unsere Existenz sind? Ist doch merkwürdig.«

Niam lachte. »Nein, frage ich mich nicht, aber ich bin auch Vater.«

»Man könnte meinen, es verlange uns schon Dankbarkeit ab, dass unsere Seelen überhaupt auf dieser Welt verweilen dürfen – wissend um all die Leiden, die damit einhergehen. Warum?«

»Das sind aber ziemlich philosophische Fragen für einen Bildhauer«, antwortete Niam.

»Entschuldige bitte. Ich ... nun ... ich versuche nur zu begreifen, wie, oder warum, ich das alles überlebt habe.«

»Das *wie* kann ich dir beantworten«, sagte Niam lächelnd. »Läuft neben dir.«

»Und dafür bin ich dir ausgesprochen dankbar!«, entgegnete Artos. »Aber warum hilfst du mir unter Einsatz deines Lebens, obwohl Frau und Kind zuhause auf dich warten?«

»Das fragst du mich nicht das erste Mal, und meine Antwort wird auch dieses Mal ... «

»Ja, weil dein Vater eine Ahnung hatte, oder einfach ein guter Mensch ist, ich weiß«, unterbrach Artos. »Aber woher stammt dieses Urvertrauen, dass alles es wert sein wird?«

Niam ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Glaub mir, mich kostet es jeden Tag Überwindung weiterzumachen. Aber was bleibt mir anderes übrig? Für mein Volk ist dieses Urvertrauen, wie du es nennst, das Einzige, was wir haben. Wir müssen auf Chancen wie diese setzen. Wenn deine Leute einen Teil der Ernte für die kommende Aussaat zurückhalten, statt sie zu essen, kann die nächste Ernte auch schlecht ausfallen. Trotzdem tun sie es, denn in der Regel fällt sie gut aus, und das kleine Opfer zahlt sich aus.«

»Unser Opfer bei diesem Unterfangen ist im schlimmsten Fall aber keine Amphore Korn«, entgegnete Artos. »Und die Chancen auf eine schlechte Ernte sind deutlich geringer als die Chance unseres Scheiterns.«

»Mag sein«, sprach Niam schulterzuckend. »Jedes Volk muss mit den Chancen arbeiten, die es hat.«

»Du erinnerst mich an meine Mutter«, sagte Artos. »Die hat auch alles immer so genommen wie es kam.«

»Muss ne kluge Frau gewesen sein.«

Artos lachte. »Das war sie wirklich. Klüger als die meisten. Sie hat mich viel gelehrt, hatte mehr Bücher im Regal als alle Nachbarn zusammen. Ich konnte Lesen und Schreiben, bevor ich einen Hammer halten konnte. Doch sie hat mich immer bestärkt, meine Leidenschaft fürs Handwerk auszuleben, statt irgendein Amt anzustreben. Daher bin ich Bildhauer geworden.«

»Lebt sie noch?«

Artos' Gesicht zeigte kurz einen Anflug von Reue. »Nein, leider nicht. Sie starb vorletzte Wende an einem schlimmen Fieber. Wie so viele derzeit.«

»Das tut mir leid zu hören«, sagte Niam. »Doch sei dankbar um die Zeit, die du mit ihr hattest.«

»Nicht genug Zeit, wenn du mich fragst.«

»Und was ist mit deinem Vater?«

Artos lachte bitter. »Der verschwand schon vor meiner Geburt.«

»Bedauerlich. Kein Kind sollte ohne seinen Vater aufwachsen.«

»Da hast du völlig Recht«, erwiderte Artos und blickte seinen Gefährten bedauernd an. »Also lass uns vorsichtig sein.«

Den Rest des Tages verbrachten sie mit leichteren Gesprächsthemen. Als die Dunklung kam, schlugen sie ein letztes Mal ihr kleines Lager auf. Sie setzten sich an ein vertrocknetes Gebüsch und spannten mit Hilfe ihrer beiden Speere das Netz wieder über sich auf.

Das Essen war ihnen ausgegangen, aber wirklich bedauern taten sie das nicht. »Wenn wir am Elendar sind, zeige ich dir, wie man im Wasser angelt«, sagte Artos voller Vorfreude.

»Gern«, antwortete Niam. »Aber zuerst sollten wir planen, wie wir uns dem Fluss am besten nähern.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, sagte Artos und schob den Gedanken an eine gebratene Forelle mühsam zur Seite. »Die offiziellen Wege, also diese Seilzüge, werden mit Sicherheit von den Rittern bewacht.«

»Davon ist auszugehen. Ich würde vorschlagen, dass wir uns etwas nördlich von Bruck dem Fluss nähern. Dort gibt es angeblich einige größere Felsformationen, die uns Deckung bieten könnten. Kannst du klettern?«

»Etwas. Solange du dabei nicht an irgendwelche Steilwände denkst, wird's schon gehen.«

Niam nickte. »Gut, also sollten wir morgen geradewegs nach Westen laufen, damit wir ein paar Meilen oberhalb von Bruck am Fluss ankommen. Da sehen wir dann weiter.«

»Klingt gut, machen wir so.« Artos nahm das Tuch von seinem Hals, knüllte es zusammen und legte es sich unter den Hinterkopf, um es beim Schlafen wenigstens etwas bequem zu haben. »Ich wünschte, wir wären schon dort«, sagte er müde und schief kurz darauf ein.

Am nächsten Morgen brachen sie zeitig auf und liefen wie vereinbart direkt nach Westen. Sie hatten nicht mehr viele Meilen vor sich, bis sie den Elendar erreichen würden. Am Horizont waren bereits kleinere Erhebungen zu erkennen, die vermutlich zu besagten Felsstrukturen gehörten. Zudem wurde die Umgebung immer grüner, obgleich weit und breit keine Spur von Bäumen zu erkennen war. Es gab nichts, das ihnen hätte Deckung bieten können. Daher richteten sich ihre Blicke auch zunehmend häufiger zum Himmel.

»Mich wundert, dass der Adler nicht mehr aufgetaucht ist«, sagte Artos.

»Es ist mir generell eine Spur zu friedlich hier«, antwortete Niam nachdenklich. »Ich hatte erwartet, dass nahe einer so

großen Stadt wie Bruck mehr Betrieb herrscht. Selbst abseits der Wege.«

»Einer so großen Stadt? Wie groß ist Bruck denn deiner Meinung nach?«

»Ich habe keine Ahnung, aber bestimmt so groß wie eine der Städte in der Südkamm.«

»Das bezweifele ich ernsthaft«, entgegnete Artos. »Nach allem, was ich über Bruck gehört habe, ist es eher ein Städtchen. Obendrein ein Städtchen voller zwielichtiger Gestalten. Nicht wenige davon Verbrecher.«

»Das sagt man über uns sicher auch. Für die Menschen des Südens ist jeder Fremde ein Verbrecher.«

Artos zuckte mit den Schultern. »Hoffen wir einfach, dass die Brucker besser als ihr Ruf sind.«

»Es reicht, wenn sie besser sind als jene, die dich jagen.«

»Stimmt schon. Wie kommst du eigentlich wieder nach Hause, wenn du mich nach Bruck gebracht hast? Ist der Weg nicht viel zu gefährlich für einen alleine?«

»Erstmal muss ich in Bruck Vorräte aufnehmen und mich ein paar Tage ausruhen. Dann werde ich den Weg gehen, den wir eigentlich ursprünglich nehmen wollten. Nördlich entlang des Ringwalls, abseits der Ballungsgebiete Nyvils. Sobald ich dann die Wüste erreiche, bin ich in Sicherheit.«

»Freust du dich schon auf ein Wiedersehen mit deiner Familie?«

»Darauf kannst du wetten!«, entgegnete Niam ungewöhnlich deutlich.

»Richte deinem Vater dann bitte nochmal meinen Dank aus. Ich hoffe sehr, dass er wegen mir nicht bestraft wurde.«

»Mit Sicherheit wurde er das, aber wahrscheinlich nicht sehr hart. Er hat in seinem Leben viel Gutes für das Schwarzmaar getan und genießt bei vielen ein hohes Ansehen. Das wird bei einer Strafe sicher berücksichtigt.«

»Ich wünschte, ich könnte das eines Tages wieder gut machen.«

»Du kannst es jeden Tag wieder gut machen, indem du etwas sinnvolles aus deinem Leben machst«, sagte Niam.

»Das werde ich«, versprach Artos. Seine Gedanken glitten nun immer häufiger zu ihrem nicht mehr fernen Zielort. Er versuchte sich vorzustellen, was ihn in Bruck erwarten würde. Die vage Aussicht auf ein halbwegs sorgenfreies Leben zwischen hoffentlich zivilisierten Menschen gefiel ihm. Andererseits hatte er trotz aller Risiken auch die Wildnis schätzen gelernt. Dort reduziert sich das Leben auf die wesentlichen Dinge, die typischen Alltagsprobleme des städtischen Lebens verblassen und wirken belanglos. Man fühlt sich lebendig und gewinnt mit jeder bestandenen Gefahr an Selbstvertrauen.

Nach ungefähr einem halben Tagesmarsch erreichten sie endlich die Felsformationen. Es stellte sich heraus, dass es sich bei den Felsen um riesige, graue Monolithen handelte, die ungefähr so breit wie hoch waren. Sie waren unterschiedlich groß und fußten allesamt in grün bewachsenen Hügeln, die viel besser in das Umgebungsbild passten als ihre grauen Besitzer.

»Durch oder drumherum?«, fragte Niam, allerdings eher sich selbst statt seinen Begleiter.

»Erstmal durch«, erwiderte Artos und deutete auf einen Weg, der zwischen zwei Monolithen hindurch führte. Der kleinere der Monolithen war etwas gekippt und lehnte sich mit der oberen Kante am größeren an.

»Gut«, sagte Niam und schritt voran.

Schweigend liefen sie durch die seltsamen grauen Dinger. Immer, wenn sie einen Weg passiert hatten, fanden sie zwischen anderen Monolithen neue Passagen. Das Rauschen des Flusses wurde zunehmend deutlicher und wies ihnen die Richtung. Als

sie den vielleicht achten oder neunten Durchgang hinter sich gebracht hatten, öffnete sich endlich ein Blick auf den Elendar und versetzte sie ins Staunen.

»Ist der Fluss riesig«, sagte Artos völlig baff. »Und die Strömung gleicht einem Wasserfall.«

Auch Niam konnte seine Verblüffung nicht verbergen. Er hatte noch nie einen richtigen Fluss gesehen, aber das hier übertraf selbst alle seine kühnsten Vorstellungen. »Hier am Ufer sind die Felsen merkwürdig stufenförmig«, sagte er, als er den Blick endlich von den blauen Fluten abwenden konnte. »Erinnert mich an die weißen Stufen in der Spalte.«

Artos ließ den Blick entlang des Ufers wandern und bemerkte, was sein Begleiter meinte. Er wusste sofort, was es damit auf sich hatte. »Hier wurde Stein gebrochen«, sagte er. »Das ist nicht natürlichen Ursprungs, das waren Menschen.« Als er den Blick weiter in die Ferne wandern ließ, sah er auch, wofür der Stein verwendet worden war. In wenigen Meilen Entfernung, mitten im Fluss, ragte eine riesige Klippe auf, die das nördliche Kap der Insel Bruck darstellen musste. Auf der Klippe stand ein gigantisches Gebäude, von dem aus ihrer Perspektive aber nur die obere Hälfte zu erkennen war. Auf einem Fundament aus grauem Stein, wie er hier am Fluss lag, thronte eine fantastische Kuppel, die in vielen Farben leuchtete. Artos wusste sofort, dass es sich dabei um Buntglas handeln musste, wie er es früher auch in seinem Atelier hatte. Dieses mystische, farbenfrohe Schimmern musste auf Fremde wie eine hoffnungsvolle Verheißung wirken, wie eine Einladung in eine bessere Welt.

»Das ist ja mal was«, war von Niam zu hören, als er die Kuppel ebenfalls entdeckte. »Wir können die Stufen nutzen, um etwas höher zu steigen und uns dort dann auf die Insel zubewegen. Von da oben sehen wir sicher mehr.«

Ohne den Blick abzuwenden sagte Artos: »Meinetwegen.«

»Also los, der Tag wird nicht jünger«, rief Niam und kletterte munter die brusthohen Stufen hinauf.

»Schon gut«, entgegnete Artos und kletterte hinterher. »Hast es wohl eilig.«

»Denk dran, wer uns hier erwartet. Da sollten wir in Bewegung bleiben.«

Nach kurzer Zeit waren sie auf dem etwa vierzig Schritte hohem Monolithen angekommen. Dort oben konnten sie sich dann dem Flusslauf folgend von Fels zu Fels bewegen, denn man hatte die Monolithen entlang des Steinbruchs mit kleinen eisernen Brücken verbunden. Artos ahnte, dass die Arbeiter so wahrscheinlich zu ihren aktuellen Arbeitsplätzen gekommen waren, ohne direkt am Flussufer Gefahr zu laufen, in die reißenden Strömungen zu stürzen.

Bruck kam immer besser in Sicht. Mittlerweile erkannten sie, dass es sich um eine dicht bebaute Stadt handelte, die in ihrer Größe tatsächlich mit einigen der Städte entlang der Siegesader mithalten konnte. Die meisten Häuser waren von schlichter Form, aber aus schönem, hellem Stein gebaut. Auch konnte man die Insel als Ganzes nun gut erkennen. Man sah, wie sich der Elendar am nördlichen Kap teilte und die Insel an beiden Seiten umströmte. Im von ihnen aus linken Arm des Flusses befand sich noch eine kleine Nebeninsel, die sich irgendwann mal von der Hauptinsel gelöst haben musste.

»Da vorne scheinen diese Felsen schon zu enden«, sagte Niam, nachdem sie acht oder neun der Monolithen passiert hatten. Er lief voraus und blieb an der nächsten Kante stehen. Tatsächlich gab es hier keine weitere Brücke und auch keinen weiteren dieser Felsen. Es ging lediglich wieder über einige Stufen nach unten zum Flussufer.

Artos ging neben Niam ebenfalls in die Hocke und prüfte die Aussicht. »Dort hinten scheinen die ersten dieser Seile für die Überfahrt zu sein«, sagte er und deutete auf einige fremdartige

Gebäude in circa drei Meilen Entfernung. »Man kann aber nicht erkennen, was für Leute dort sind.«

»Ja, wir müssen näher ran. Allerdings ist der ganze Weg dorthin ohne jede Deckung. Wir können höchstens dicht am Ufer zwischen dem Geröll laufen, aber wenn wir da abrutschen, war es das.«

»Notfalls müssen wir wieder schnell ans Ufer schwimmen und uns irgendwo festhalten«, entgegnete Artos.

»Ich kann aber nicht schwimmen.«

»Oh«, stieß Artos aus. »Aber ist dieses Schwarzmaar nicht ein See?«

»Schon richtig, aber Schwimmen ist dort verboten. Es gibt nur eine Handvoll Rituale, für die man kurz ans Wasser darf, und auch das nur an bestimmten Orten, wo das Wasser flach ist. Bist du denn ein guter Schwimmer?«

»Ich war als Kind ständig im Fluss schwimmen. Was für dich der Sand der Dünen ist, ist für mich das Wasser der Siegesader.«

Niam blickte skeptisch auf den Elendar. »Denkst du denn, du könntest durch den Fluss schwimmen? Für mich sieht der sehr gefährlich aus.«

»Nein, die Strömung ist viel zu stark. Es wäre ein Wunder, wenn man drüben ankommt. Vielleicht schafft man es bis zu der kleinen Insel da vorne, aber selbst das bezweifle ich.«

»Dann müssen wir eben besonders aufpassen«, sagte Niam und stieg die erste Stufe hinab.

»Der hat Nerven«, dachte Artos und folgte ihm auf dem Fuße.

Der große Fluss hatte regelrecht eine Kerbe in die Landschaft geschnitten, denn das Ufer glich einer zehn Fuß hohen Erdkante, die allerlei Geheimnisse des Bodens preisgab. An einigen Stellen war das Ufer beinahe flach, da Sand und Erde in den Fluss gerutscht waren. An anderen Stellen war das Ufer hingegen von großen Felsen gespickt, die aus dem Erdreich hervortraten und

die es zu überklettern galt. Die beiden jungen Männer kamen nur sehr langsam voran, aber dafür auch ohne Unfälle.

Nach gut einer Stunde entschieden sie, einen Blick zu riskieren. Vor ihnen versperrte ohnehin ein großer Felsen den weiteren Weg. Also kletterten sie vorsichtig die Uferböschung hoch und krochen dann auf besagten Felsen. Rechts unter ihnen rauschte der Elendar so laut, dass sie sich kaum unterhalten konnten. Allerdings waren sie ohnehin nah genug gekommen, damit sich jeder selbst ein Bild machen konnte. Einen Steinwurf vor ihnen stand das erste Gebäude, von dem aus ein Seil über den Fluss gespannt war. Es sah aus wie ein Bootshaus, zur Hälfte auf dem Wasser gebaut. Allerdings war oben am Dach ein armdickes Tau befestigt, das Richtung Bruck führte.

»Niemand da«, dachte Artos verwundert. Doch noch ehe er sich darüber freuen konnte, ging die Tür des Gebäudes auf. Heraus kamen sechs Männer, die den Bewegungen ihrer Arme nach zu urteilen miteinander stritten. Drei der Männer trugen blaues Leinen und darüber einfache Rüstungen. Artos wusste sofort, dass es Soldaten Morgathals waren. Zwei der anderen Männer steckten hingegen in dicker, brauner Kleidung. Sie trugen zudem komische Hüte und waren allem Anschein nach überhaupt nicht glücklich über den Besuch der Soldaten. Der letzte Mann sah fast aus wie ein Landstreicher. Seine Klamotten wirkten abgetragen und dreckig. Irgendwie kam der Mann Artos aber seltsam bekannt vor.

Niam stieß Artos mit dem Ellenbogen in die Seite und deutete dann mit dem Kopf nach Osten. Ein Schatten zog über die Sonne.

»Mentauri!«, fluchte Artos innerlich. Es dauerte nur einige Augenblicke, bis der prächtige Adler in den Gleitflug ging und auf die fremden Männer zuhielt. Die beiden Männer in braun traten einen Schritt zurück in das Gebäude, der Landstreicher lief hingegen auf den Adler zu und streckte einen Arm aus. Das

Tier landete ganz sanft auf dem Arm und faltete die Flügel. Da ging Artos ein Licht auf. »Das ist der Verbliebene aus der Schenke in Neunbrücken!«, schoss es ihm durch den Kopf. Doch noch ehe er sich über diesen merkwürdigen Zufall Gedanken machen konnte, überschlugen sich die Ereignisse plötzlich.

»Sie sind hier!«, schrie die Stimme eines alten Mannes hinter ihnen.

Schockiert drehten sich Artos und Niam um und blickten in das Gesicht eines stattlichen Ritters. Es musste der Mann sein, der sie schon bei dem großen Loch gesucht hatte. Er trug eine prächtige Rüstung, die allerdings einige Kratzer und Dellen hatte. Unter den zahlreichen Rüstungsteilen sah man das Blau der Kriegerelite, und darunter Berge gestählter Muskeln. Man hätte dem Mann zugetraut, ein Rudel Schandmäuler mit den bloßen Händen zu töten.

Niam sprang augenblicklich auf und griff nach seinem Gesang. Der Ritter machte sich aber nichtmal die Mühe, sein Schwert zu ziehen. Stattdessen hob er belustigt die Hände. Doch Niam verlor keine Zeit und ging zum Angriff über. Im Gesicht des Ritters flammte kurz etwas Verwunderung auf, dann nahm er die Hände aber wieder runter und ging in Kampfstellung.

Niam stieß zu und zielte direkt auf den Hals des Mannes. Der Ritter wich geschickt aus, packte den Speer, riss ihn Niam aus den Händen und warf ihn in den Elendar. Schockiert blickte Niam seinem Gesang hinterher. Wut und Bitterkeit kochten in ihm hoch und er ging ohne Zögern und nur mit den bloßen Fäusten auf den Mann los. Erfolg war ihm aber nicht vergönnt, stattdessen traf ihn ein Schlag wie von einem Ochsen. Blut spritzte aus seiner Nase und er schlug hart auf dem Felsen auf.

Artos hatte sich mittlerweile aus seiner Starre gelöst und war aufgestanden. Er hielt den improvisierten Speer in den Händen, den Niam jüngst für ihn gemacht hatte.

Der Ritter lächelte nur müde über diese *Waffe* und schritt langsam auf Artos zu. »Hab keine Angst«, rief er gegen das Getöse. »Wir ... sicherstellen, damit du ...«

Artos verstand kaum etwas. »Was sicherstellen?«, rief er zurück.

Der Mann hatte ihn fast erreicht, als Niam sich wieder erhob und sich zwischen die beiden stellte. Sein Gesicht war blutverschmiert, aber sein Blick zeigte pure Entschlossenheit. »Ich weiß, was ihr Menschen wie uns antun! Davards Schlächter, Davards Foltermeister!«, rief er wütend. »Ihm werdet ihr das nicht antun!« Er drehte sich zu Artos, blickte ihm tief in die Augen und sagte dann: »Mach wie immer das Beste aus deinen miesen Chancen.« Dann gab er ihm einen kräftigen Stoß. Artos stürzte schreiend von dem Felsen und verschwand in den tosenden Fluten des Elendars.

»Nein!«, rief der Ritter wütend und schritt neben Niam, um nach dem Gestoßenen Ausschau zu halten. Doch er war nirgends mehr zu sehen.

Niam drehte sich geschwind um, bereit um sein Leben zu rennen. Doch bevor er sich aus dem Staub machen konnte, sah er sich schon von den Soldaten umzingelt. Sie stürmten auf ihn zu, packten ihn und drückten ihn zu Boden. Niam versuchte sich aus ihrem Griff zu lösen, aber hatte keine Chance. Er lag mit dem Gesicht auf dem kalten Fels und sah nur noch die Stiefel der Männer. Einige Augenblicke später kam ein weiteres Paar Stiefel dazu. Aus den Augenwinkeln war zu erkennen, dass es wahrscheinlich zu einem Ritter gehörte.

»Was ist passiert?«, fragte die Stimme eines jungen Mannes.

»Er hat den Jungen in den Fluss gestoßen«, antwortete der alte Ritter niedergeschlagen.

»Kann er das überleben?«

»Nein.«

»Das wird Regam überhaupt nicht gefallen.«

»Was du nicht sagst«, erwiderte der Alte und schritt davon. Dann drehte er sich nochmal um und rief: »Fesselt ihn. Wir nehmen ihn mit zur Burg Nanstein.«

UNTER ROYALISTEN

Niam fand sich in einem düsteren Raum wieder, die Füße in Ketten gelegt. Rücken, Oberschenkel und Hintern schmerzten fürchterlich von einem langen und gnadenlosen Ritt. Seine Entführer hatten ihm einen Sack über den Kopf gestülpt und die ganze Reise lang kein Wort mehr mit ihm gewechselt. Dann, vor etwa zwei Stunden, hatte man ihn einige Stufen hinab geführt und hier angekettet. Den Sack nahm man ihm dankenswerterweise ab, doch das war auch schon alles an Höflichkeiten. Weder gab es Wasser, noch eine Sitzunterlage oder Decke gegen die furchtbare Kälte, die aus dem feuchten, steinernen Boden direkt in Niams Knochen kroch.

Während des Ritts war Niam die Begegnung am Fluss immer wieder in Gedanken durchgegangen. Er fragte sich, wie er den Ritter hatte übersehen können und machte sich schreckliche Vorwürfe, sie beide trotz besseren Wissens in die Falle geführt zu haben. Auch beschäftigte ihn die merkwürdige Reaktion des Ritters. Dieser hatte über Artos' Sturz in den Fluss regelrecht entsetzt gewirkt. Niam konnte sich keinen Reim darauf machen, aber die Schmerzen des ewigen Auf und Abs des Galopps sowie die schreckliche Angst, seine Familie möglicherweise nie wieder zu sehen, verhinderten auch jeden klaren Gedanken. Er hoffte einfach nur, dass der Ritter sich irrte und Artos wieder ans Ufer schwimmen konnte.

Es vergingen noch einige Stunden in Trübsal, Kälte und Dunkelheit, ehe sich endlich die schwere, hölzerne Tür öffnete und jemand hinein kam. Der Silhouette nach zu urteilen war es ein großer Mann. Er stand einige Momente einfach nur in der Tür und blickte auf Niam herab. Dann nahm er einen Gegenstand aus der Tasche und trat einen Schritt in den Raum hinein. Niams Herz überschlug sich fast, doch der Gegenstand entpuppte sich zum Glück nur als Feuerstein, mit dem der Mann zwei Fackeln links und rechts des Eingangs entfachte. Im Schein des Feuers erkannte Niam den Fremden wieder. Es war der Ritter, gegen den er gekämpft hatte. Zorn stieg in ihm auf.

»Hast dich etwas beruhigt, Junge?«, fragte der Ritter lächelnd.

Niam sagte kein Wort.

»Soll ich später wiederkommen?«

»Was wollt ihr?«, zischte Niam.

»Antworten.«

»Damit kann ich euch nicht dienen.«

Der Ritter lachte. »Das bleibt abzuwarten.«

»Warum haltet ihr mich hier fest?«

»Ich stelle hier die Fragen. Einverstanden?«

Wieder sagte Niam nichts.

»Fabelhaft. Also: Wer bist du?«

»Ein Mensch aus dem Norden«, antwortete Niam.

»Name, Geburtsort?«

Niam zuckte nur mit den Schultern.

»Pass mal auf, Junge. Diese kleine dunkle Welt, in der du gerade lebst, hat ganz einfache Regeln. Ich stelle dir Fragen und du gibst mir Antworten, die mir gefallen. Schaffst du das nicht, schließt sich diese Tür hinter mir für immer. Du wirst hier dann verdursten oder erfrieren. Wahrscheinlich erfrieren, wie du aussiehst. Ich frage also nochmal: Wer bist du?«

»Mein Name ist Niam.«

»Sehr angenehm, Niam. Meine Freunde nennen mich Ano, das darfst du gerne auch.«

Niam runzelte skeptisch die Stirn. Er konnte sich nicht vorstellen, dass dieser Griesgram viele Freunde hatte.

»Woher kanntest du Artos?«, fragte Ano unvermittelt.

»Ich fand ihn in der Wüste, nicht weit von Dourstedt«, antwortete Niam. »Er war fast verdurstet und vor irgendwas auf der Flucht. Ich half ihm zu überleben.«

»Wie war Artos gekleidet?«

Zögerlich antwortete Niam: »Wie ein Soldat des Südens. In blau.«

»Und du bist aus Nyvil?«

»Schon, ja.«

Ano verschränkte die Arme. »Seit wann hilft man in Nyvil Soldaten der Kriegerelite?«

»Er wirkte auf mich nicht wie ein Soldat.«

»War er auch nicht. Er war ein flüchtiger Diener aus Morgathal, wusstest du das?«

»Mir sagte er, er sei Bildhauer aus Neunbrücken.«

Ano lächelte. »Und woher stammst du genau?«

»Aus einem kleinen Dorf im Ringwall«, log Niam.

»Wusste nicht, dass es da Dörfer gibt. Dachte, nur Banditenlager.«

»Doch, gut versteckte Dörfer. Mit Banditen haben wir nichts zu tun. Die meiden wir so gut es geht.«

Ano musterte Niam nun ausgiebig. Das Stück Leinen, das Niam an Velors Pass übergezogen hatte, war mittlerweile so zerrissen und löchrig, dass man gut die Schuppenkleidung vom Schwarzmaar darunter sehen konnte. »Interessante Kleidung«, sagte Ano schließlich. »Woraus besteht sie und wo wurde sie angefertigt?«

»Das ist nichts besonderes, nur Echsenleder.«

»Wenn du möchtest, kann ich den Raum auch wieder verlassen«, erwiderte Ano etwas angesäuert. »Ich bin nämlich entschieden zu alt, um meine verbliebene Zeit mit Lügen und Halbwahrheiten zu verschwenden.«

»Ich kann dazu leider nicht mehr sagen!«, beteuerte Niam. »Wir nutzen die Kleidung in der Wüste. Daher fertigen wir sie an. Das Leder schützt gut gegen Sand und Sonne.«

»Und was ist mit deinem Speer? Diesem Ding, mit dem du mich erstechen wolltest. Kann man solch edle Waffen etwa in deinem geheimen Bergdorf kaufen?«

Bei dem Gedanken an seinen Gesang stieg erneut Zorn in Niam auf. »Nein, muss man sich selber schmieden«, entgegnete er trotzig.

»Du bist also Schmied?«

»Irgendwie schon«, antwortete Niam bedauernd.

»Der Speer hat dir etwas bedeutet, nicht wahr? Hättest besser damit trainieren sollen.«

»Dazu kam ich leider noch nicht.«

»Was du nicht sagst«, entgegnete der alte Ritter belustigt. »Wo genau liegt dein Dorf?«

»Kann ich leider nicht sagen«, sagte Niam erneut.

»Hast noch immer nicht verstanden, was für dich auf dem Spiel steht, oder?«

»Doch, das weiß ich sehr genau. Daher antworte ich auch nur, was ich antworten kann.«

Der alte Ritter verließ den Raum, doch kam zu Niams Erleichterung kurz darauf mit einem Stuhl in der Hand zurück. Er stellte den Stuhl vor Niam und setzte sich. »Mein Rücken«, sagte er. Dann blickte er Niam tief in die Augen. »Ich habe schon viele merkwürdige Gestalten getroffen, von grünen Goblins bis schwarzen Waldmenschen, aber einer wie du ist mir noch nicht untergekommen. Gekleidet in Echsenhaut, bewaffnet mit

feinster Schmiedekunst. Doch heben wir uns das für später auf. Bleiben wir erstmal bei Artos. Warum hast du ihm geholfen?«

»Weil mein Vater es so wollte.«

Ano atmete tief ein. Sein Blick verhieß nichts Gutes.

»Mein Vater hatte sich Informationen von Artos erhofft«, ergänzte Niam schnell. »Er interessiert sich sehr für Neuigkeiten aus der Ferne, das ist alles! Aber wir hätten ihm auch so geholfen, sind schließlich keine Unmenschen.«

»Was veranlasste dich dazu, Artos nach Bruck zu begleiten?«

»Wie sich rausstellte, wurde Artos von Rittern verfolgt. Zwei hatten uns fast entdeckt, daher mussten wir Artos wegschaffen und anderswo eine neue Spur legen.«

»Warum habt ihr ihn nicht einfach ausgehändigt?«

Niam zögerte wieder. »Er hätte unser Dorf verraten können. Wir wussten nicht, ob wir ihm trauen konnten. Außerdem hatte sich bewahrheitet, dass Artos kein Soldat war, weswegen wir sein Leben nicht einfach opfern wollten. Er war überzeugt, dass die Ritter ihm nach dem Leben trachteten.«

»Sehr nobel. Warum hast du ihn dann in den Elendar gestoßen?«

»Um ihn vor euch zu retten!«, erwiderte Niam entrüstet. »Ich habe gesehen, was Ritter tun. Da hatte er im Fluss bessere Chancen.«

Ano schüttelte entnervt den Kopf. »Das glaube ich kaum.«

»Wie könnt ihr eigentlich mit euch leben? Einen jungen unschuldigen Mann durch halb Isdraia hetzen, nur weil irgendein Ahnenforscher irgendeine lächerliche Vermutung angestellt hat? Habt ihr keine anderen Probleme in diesem Königreich?«

»Er hat dir also erzählt, was ihn in die Flucht trieb«, sagte Ano nachdenklich. Dann, nach einer kleinen Ewigkeit, stand er stöhnend auf und stellte den Stuhl neben Niam. »Kannst dich setzen.«

Niam wurde einfach nicht schlau aus diesem Mann. Er wirkte wie jemand, der eigentlich genug vom Leben hatte, aber aus irgendeinem Grund noch weitermachte. Er war ebenso furchtlos wie skrupellos, und doch schien ihm nicht alles egal – auch wenn er alles dafür tat, diesen Eindruck zu erwecken.

»Noch eine letzte Frage«, sagte Ano plötzlich. »Diese beiden Ritter, die du erwähnt hast, waren die zufällig von der Fünften?«

»Der Fünften?«, fragte Niam verwirrt.

»Waren ihre Rüstungen makellos und saßen wie angegossen?«

»Ja.«

»Dachte ich mir doch. Wer hat die beiden getötet?«

Verwunderung machte sich in Niams Gesicht breit. Er fragte sich, woher Ano schon vom Tod der beiden Ritter wusste. »Das würdet ihr mir eh nicht glauben«, antwortete er leise.

»Du?«, fragte der alte Mann und brach in Gelächter aus. »Das haben sie verdient. Getötet von einem Jungen.« Noch immer lachend verließ er den Raum. In der Tür drehte er sich nochmal um und sagte: »Ich lasse dir Essen, Wasser und eine Decke bringen. Vielleicht sehen wir uns nochmal wieder, Niam, Pein der Fünften.«

Ano überquerte den Burghof und schritt direkt auf den Saal des Burgherren zu. Er öffnete die Tür und ging unbeirrt hinein. Am inneren Eingang stand ein Diener, der sein Erscheinen laut mit den Worten »Erzritter Anord von Ruhmscheid« kundtat.

»Spar dir den Unsinn«, sagte Ano und lief geradewegs ans andere Ende des Saals, wo ein großer Tisch stand. Am Kopfende des Tisches saß Lord Regam über einen Stapel Pergamente gebeugt.

»Wir warten noch auf Holad«, sagte er. »Setz dich solange, Ano.«

Ano tat wie ihm geheißen. »Hoffentlich kommt der Vogelmann ausnahmsweise pünktlich und gewaschen«, sagte er abschätzig.

Noch ehe er den Satz ganz ausgesprochen hatte, erklang erneut die Stimme des Dieners: »Menthalemm Holad, heute dankenswerterweise ohne sein Mentauri.«

Ano drehte sich zum Eingang und sah dem tattrigen alten Mann dabei zu, wie er in aller Seelenruhe zu ihnen schlich. Er wirkte tatsächlich gewaschen, und sogar neu eingekleidet.

»Lord Regam, Ritter Anord«, sagte Holad schlicht und ließ sich auf einen freien Stuhl fallen. »Was gibt es?«

»Ano hat eben unseren neusten Gast verhört«, erwiderte Lord Regam, ohne dabei den Blick von seinen Pergamenten zu heben. »Ich würde die Teile gern zusammensetzen, um rauszufinden, wie alles so furchtbar schief laufen konnte. Ano, würdest du uns bitte von dem Fremden berichten?«

»Der Fremde ist ein Junge aus dem Norden, vielleicht zwölf oder dreizehn Wenden alt. Er ist ein tapferes Kerlchen, aber nicht die hellste Kerze im Kronleuchter. Er scheint nicht zu wissen, wer wir sind. Hält uns für Davards Schergen. Dabei habe ich es um seinetwillen auch erstmal belassen. Außerdem ist er ein furchtbar schlechter Lügner, was das Verhör einfach gemacht hat.«

»Von wo aus dem Norden?«, fragte Holad.

»Angeblich aus einem Dorf im Ringwall, aber ...«

»Augenscheinlich Quatsch«, unterbrach Holad.

»Was du nicht sagst«, erwiderte Ano und fuhr fort: »Bei dem Thema hat er jedenfalls nicht antworten wollen, aber das ist auch erstmal nebensächlich. Ansonsten decken sich seine Aussage mit allem, was wir von Artos und seinem Weg bisher wussten. Man könnte übrigens fast meinen, dass er und Artos Freunde waren.« Ano erzählte noch alle weiteren Einzelheiten des Gesprächs und sah Holad dabei durchdringend an, um

weitere Unterbrechungen zu unterbinden. Als er fertig war, blickte der Lord Regam endlich auf.

»Er hat die beiden Schlächter der Fünften getötet?«, fragte Regam erstaunt.

»Sicher nicht ganz ohne Hilfe, aber ja, ich denke schon.«

»Den beiden wird man sicher keine Statue widmen«, sagte Holad belustigt.

»Wie machen wir nun weiter, Herr?«, fragte Ano. »Ohne Artos haben wir keinen legitimen Thronanwärter mehr.«

Eine lange und betrückende Stille stellte sich am Tisch ein. Dann sagte Holad schließlich: »Ich hätte ihm die Stammbäume nie in sein Atelier legen sollen. Ich wusste, es war ein Fehler.«

»Die Diskussion hatten wir doch schon«, erwiderte Lord Regam. »Die Tafel hatte das einstimmig beschlossen. Dich trifft keine Schuld.«

»Doch, ich hätte ahnen müssen, dass er sich Hals über Kopf davon macht.«

»Niemand ging davon aus, dass er sich ausgerechnet auf einen Wagen nach Karrmal setzt. Ansonsten hätten wir ihn wie geplant auch wieder eingefangen.«

Ano räusperte sich. »Der Besuch des Sittenwahrers ließ uns keine andere Wahl. Woher sollten wir wissen, dass er nur einen privaten Auftrag erteilt hat?«

»Niemand wusste, dass er der Sohn seines Vaters war. Selbst sein Vater starb ohne das Wissen, dass Louis von ihm schwanger war. Wir hätten die Nerven behalten sollen«, entgegnete Holad wütend.

»Genug jetzt!«, rief Lord Regam. »Ich weiß, dass der Junge dir etwas bedeutet hat, Holad. Hast ihn schließlich auch sein ganzes Leben lang im Auge behalten. Doch wir haben nun andere Sorgen.«

»Herr, lasst mich bitte nach Bruck reisen, um sicherzustellen, dass Artos auch wirklich tot ist. Das schulden wir euer Schwester.«

Man konnte Regam im Gesicht ansehen, dass ihm diese Aussage gar nicht passte. Er rang mit sich, doch sagte dann schließlich: »Gut, meinetwegen. Geh nach Bruck, aber bleib dort. Ich werde dich da womöglich noch brauchen.« Dann blickte er wieder zu Anord. »Du hattest mal erwähnt, dass du nördlich der Faust Morgas unfreiwillig Kontakt zu den Fenn hattest. Denkst du, du könntest sie nochmal aufspüren?«

»Ihr meint die schwarzen Waldmenschen? Ja, wenn es sein muss, finde ich die wieder. Warum?«

»Nur so eine Idee«, antwortete Regam. »Einzelheiten später.«

Ano nickte einverstanden. »Was ist mit dem Jungen im Kerker?«

»Denkst du, er hat noch nützliche Informationen für uns?«

»Nein. Nichts, was er freiwillig preisgeben würde.«

»Und er weiß nichts über uns?«

»Nichts verfängliches. Er hatte die ganze Anreise lang auch einen Sack über dem Kopf.«

Regam nickte bedächtig. »Dann kann Holad ihn mit nach Bruck nehmen und ihn da wieder aussetzen. Aber bitte wieder mit Sack über dem Kopf, bis ihr die Gipfelklingen hinter euch gelassen habt. Sobald er sich auf den Heimweg macht, soll das Mentauri ihn verfolgen. Ich will wissen, wo sein merkwürdiges Volk lebt. Vielleicht können die uns nochmal nützlich werden.«

»Gut«, sagte Holad und erhob sich. »Für das wahre Blau!«

»Für das wahre Blau«, wiederholten die beiden anderen.

Ende